

MÄRCHEN  
neu erzählt von Moriz Hartmann



Illustrirt von  
Gustav Dore.  
Eduard Hallberger Stuttgart.

WAYNE STATE UNIVERSITY LIBRARY



3 9343 00686007 5



THE ELOISE RAMSEY COLLECTION



WAYNE STATE UNIVERSITY LIBRARY



THE ELOISE RAMSEY COLLECTION

*To Eloise Ramsey,  
with appreciation  
from Susan Crawford-  
June 1957.*





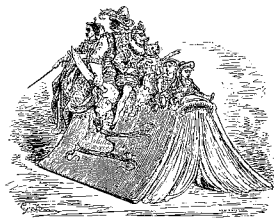
# Märchen

nach

Perrault neu erzählt von Moriz Hartmann,

illustrirt von

**Gustav Doré.**

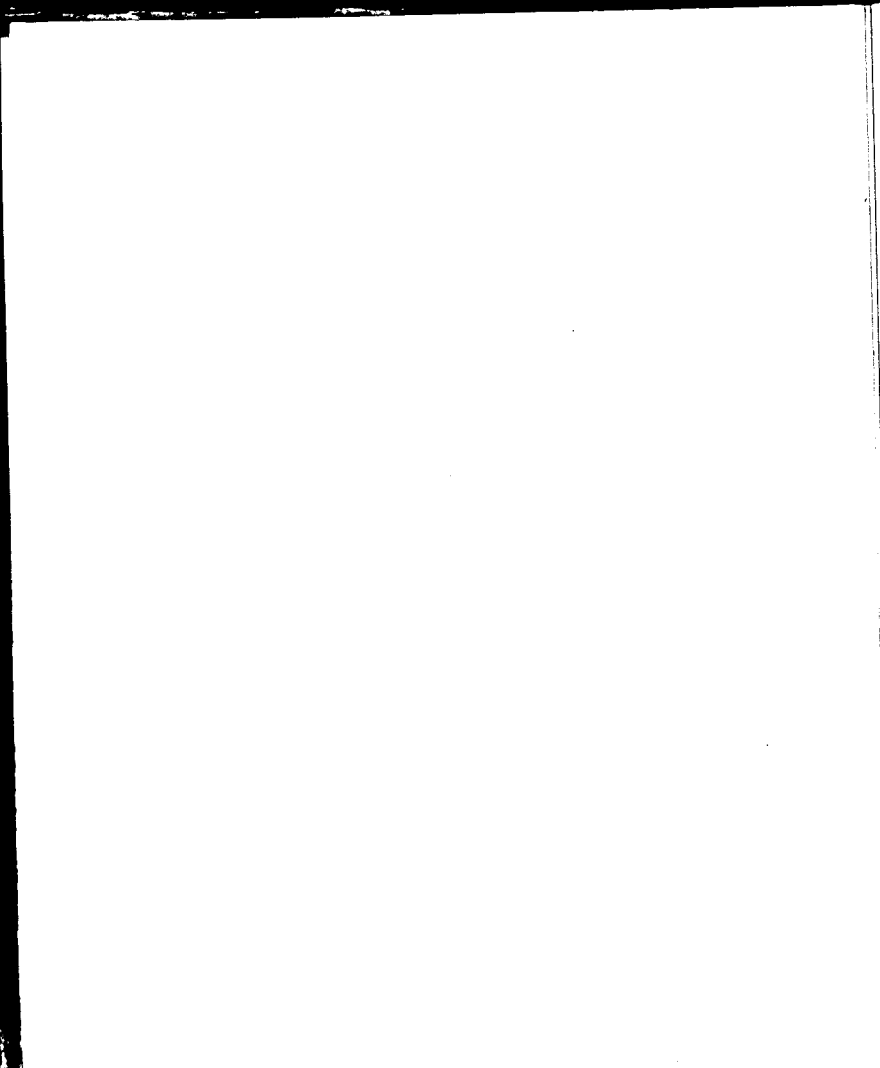


Zweite Auflage.

---

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

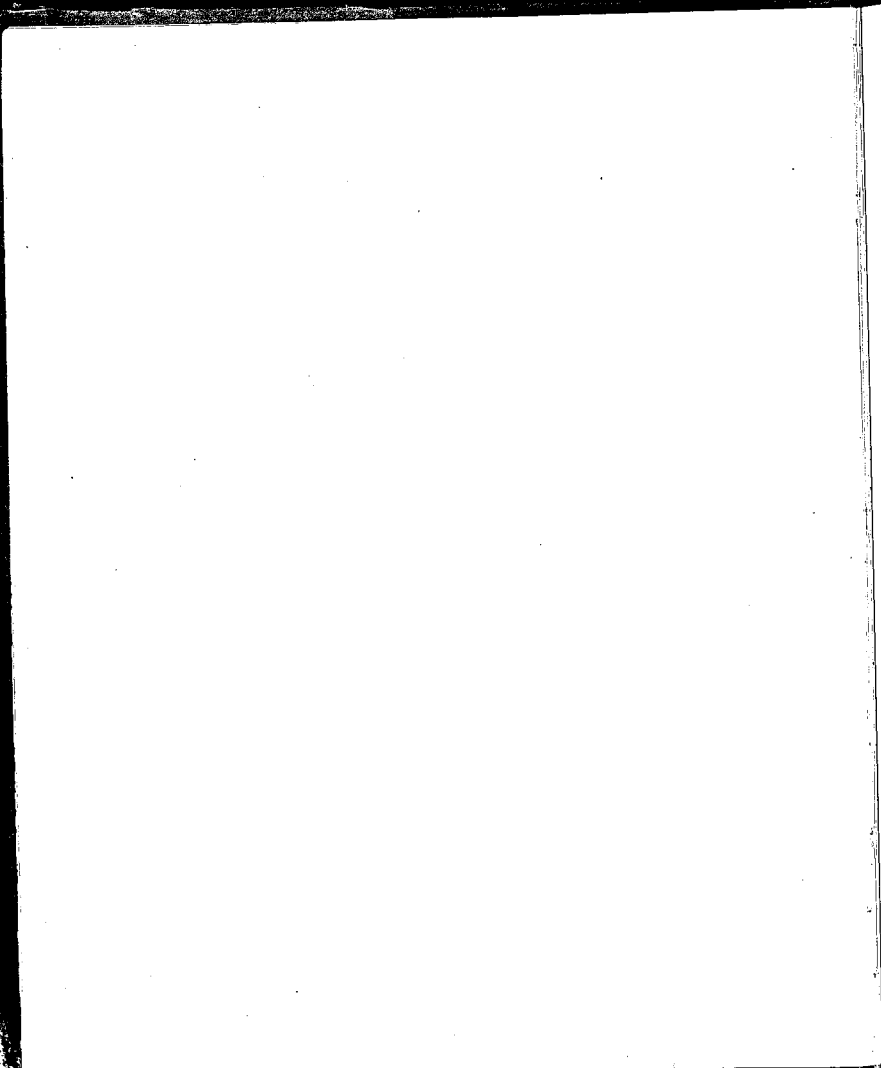


# Inhalt.

---

|                                                 | Seite |
|-------------------------------------------------|-------|
| Vorrede . . . . .                               | I     |
| Das Rothköppchen. Mit 3 Bildern . . . . .       | 1     |
| Der kleine Dämmerling. Mit 11 Bildern . . . . . | 5     |
| Das Dornröschen. Mit 6 Bildern . . . . .        | 13    |
| Fischgenuss. Mit 3 Bildern . . . . .            | 23    |
| Der gefleckte Falter. Mit 4 Bildern . . . . .   | 31    |
| Biquet mit dem Schopf. Mit 1 Bild . . . . .     | 37    |
| Eislschne. Mit 6 Bildern . . . . .              | 45    |
| Die Fee. Mit 2 Bildern . . . . .                | 59    |
| Blaubart. Mit 4 Bildern . . . . .               | 63    |

---





## V o r r e d e.

In Deutschland giebt es Leute genug, selbst geschickte Leute, die verstimmt waren, in des geistvollen Gustav Dore's Illustrationen der Märchen nicht die Einsicht der Brüder Grimm zu finden. Dore aber hat einen Franzosen illustriert, Charles Perrault, und nicht Jakob Grimm und das deutsche Volksmärchen. Die Kritiker des produktivsten und vielseitigsten Illustrators unserer Zeit vergessen den Unterschied der Epochen, der Personen, der Zwecke und der Sprachen. Der Schriftsteller sitzt nie allein an seinem Pulte — thäte er es, er bliebe ewig allein — mit ihm sitzen der Geist seines Volkes und seiner Zeit, und ihm am allernächsten seine Sprache. Perrault konnte schon im 17. Jahrhundert nicht Märchen schreiben, wie sie die Brüder Grimm in deutscher Sprache und auf deutschem Boden noch zweihundert Jahre später schreiben konnten. Die klassische Periode war schon da, die Sprache fertig und bereits so geartet, wie sie der geistvolle J. J. Ampere charakterisirt: durchsichtig wie Glas, aber auch so unbiegsam. Es ist das dieselbe Sprache, hinter welche Balzac und B. L. Courrier zurückgehen mußten, als Jener seine Contes Drolatiques schreiben, dieser Daphnis und Chloë übersetzen wollte. In Perrault's Zeiten mußten bereits Racin'sche Griechen und Römer wie Versailles Hofleute sprechen, wodurch sie selbst zu solchen wurden, und mußte Racine selbst den Janatidamus, und Bossuet, der lieber den Jesajas gespielt hätte, Religion, deren Politik und Philosophie mit Eleganz und konventioneller Form nuzt-leiden. Perrault wußte sehr wohl, was er that, und wie er dem Volke Ludwig's XIV. und in seiner Sprache Märchen erzählen mußte. Von ihm gilt mutatis mutandis, was Wilhelm Raabe bei Gelegenheit unseres J. A. Mafäus sagt: „Wer das Märchen nicht in naiver Schönheit und Hoheit abschreibt, wie Jakob und Wilhelm Grimm, wer es nicht mit parfümtem Wasser besprengt, wie Hans Christian Andersen, dem wird sich Orient und Occident in denselben halbironischen

hellbunkel bewegen, wie dem Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts.“ — „Die Welt will immer sich „was erzählen“ lassen; gestern scherzte die Zemie des Decoco, heute hat die bitterste Gegenwart das Wort und wieder nach achtzig Jahren wird wieder ein Aelterer unter der Linde sitzen und die alte Fabel, das Märchen, welches man nicht „macht“ mit dem Gewande des Tages, der dann sein wird, bekleiden.“

Wenn wir nun diesen Platz unter der Linde einnehmen und die Märchen Perrault's auf's Neue und auf unsere Weise erzählen, so thun wir es in der aufrichtigen Meinung, dazu berechtigt zu sein: einmal weil die Märchen Perrault's, etwa „Riquet mit dem Schopfe“ ausgenommen, zu denjenigen gehören, die man nicht „macht“, die auch er nicht gemacht und die deshalb Jedermann erzählen darf, und dann weil er vielleicht, entleidet von manchem veralteten, uns Deutschen doppelt fremden Hlitter, zugänglicher, und durch manche zeitgemäße Thatat uns so nahe gebracht wird, als er es seinen Zeitgenossen und Landsleuten zu sein wünschte. Da er zu jenen Dichtern gehört, die sich zukünftig und umgänglich an ihre lebendige Umgebung wenden und anlehnen, geschieht ihm kein Unrecht, wenn man ihn „renovirt“ und „mit dem Gewande des Tages“ bekleidet. Zu seinem Kern, im Ganzen und Großen ist Perrault seinem Volke noch heute so lieb, frisch und lebendig, als er es je gewesen; warum sollte er es nicht auch uns sein, da es, wie die Gemeinschaftlichkeit des Besizes beweist, gerade in Beziehung auf das Märchen keine nationalen Gränzen und Scheidewände gibt. In der Stimmung, in der man sich Märchen erzählen läßt, ist jeder Mensch Weltbürger, wie das Kind, das Volk und wie das Märchen selbst. — Außerdem gehören ja Perrault's Märchen in ihrem Keime, mit Ausnahme weniger, zu denjenigen, welche beinahe allen europäischen Völkern eigen sind und deren Ursprung, wie die deutsche Forschung nachgewiesen, an den Wiegen der indo-europäischen Stämme zu finden ist, am Ganges, am Fuße des Himalaya, auf den Höhen Iran's. Es ist wunderbar genug, daß diese allein, die mit den Völkern aufwuchsen und mit ihnen alle Veränderungen der Jahrtausende durchmachten, sich als lebensfähig erwiesen, daß hingegen alle „gemachten“ Märchen, und stammten sie selbst aus den Köpfen der größten Dichtergenies, wie wurzellose Pflanzen schnell absterben. Hat je das Volk etwas von Goethe's Märchen erfahren? Sie sind kaum dem Gebildeten vertraut, während jedes Kind das Dornröschen kennt, das nichts anderes ist, als die Balthyr Brunhilde, die Witter der Nibelungen-Brunhilde, und wahrscheinlich die frühe Enkeltochter einer uraltari'schen Göttin aus den Tiefen Asiens. Die Kanne, die von Dornröschen erzählt, erzählt eine Weltbechtung, die vor Jahrtausenden unter anderen Sonnen Völker mit religiösen Schauern erfüllte.

Noch es ist bei dem leichten, anmuthigen Franzosen kaum am Plage, an solche Ehrwürdigkeit, an das Tiefmystische der helden Märdhen und ihrer Geschichte, und an all' das, wovon er keine Ahnung hatte, zu erinnern. Wir wollen diese Gelegenheit aber benützen, um beim Leser ein neueres Märdhen einzuführen, das eine andere Art von Ehrwürdigkeit besitzt und das er als fromme Ouverture zu dem in Scherz und Heiterkeit gekleideten Ernst betrachten möge. Es hat sein Gutes, mit etwas gehobener Stimmung selbst dem leichten Spiele entgegen zu gehen.

## Die erste Himmelfahrt.

(Eine italienische Legende.)

Unser Heiland zeigte sich schon als ein kleines Kind fromm und gottesfürchtig, als ein Lamm Gottes, das er war. Sein Kopf war oft von Gedanken an den Himmel erfüllt. Eines Tages, da er auf dem Hofe vor dem Hause auf einem Haufen von Hobelspänen saß und seinem Vater, dem heiligen Joseph, zusah, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und wie dem frommen Mann die großen Schweißtropfen vom Gesichte fielen, wandten sich mit Einmale wieder seine Gedanken dem Himmel zu. Ein Heimweh, eine große Sehnsucht ergriff ihn; er hätte gerne wieder einmal den Himmel gesehen, in dem er zu Hause war. Diese Sehnsucht wurde so stark, daß sie nach und nach zu einem Gebete wurde; die heilige Jungfrau hat wohl auch ihre Fürbitte mit eingelegt und so wurde sein Gebet erhört. Der Haufe von Hobelspänen veranderte sich in eine Kiste; Jesus saß in dem Kistentelche und biefer hob sich rasch, rasch dem Himmel entgegen, denn der Stengel wuchs, wuchs, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit. Gleich war das Christuskind am Rande des Himmels und da flog es aus und ging auf die Himmelskühe zu, die der heilige Petrus bereitwillig und mit großer Freude öffnete. Es ging ein und wurde vom lieben Vater im Himmel, der es erwartet hatte, herzlich empfangen. Da war große Freude und himmlisches Entzücken. Nach einiger Zeit sagte der himmlische Vater: „Geh und sieh Dich ein wenig im Himmel um, nach dem Du Dich so sehr gesehnt hast und aus dem Du schon seit so langen Jahren entfernt bist.“ Das Christuskind ging also lustwandeln durch den Himmel, und all' die unbefreßliche Pracht und Herrlichkeit freute es doppelt nach dem Aufenthalt in dem irdischen Zammerthale. Der alte Petrus, der überall bekannt war, begleitete es und zeigte ihm Alles. Da kamen sie an einen schönen Ort und mitten auf diesem schönen Ort wuchs dünn und traurig ein einsames Schilfrohr.

„Wie kommt dieses dünne und arme Schilfrohr hierher mitten unter die prächtigen Palmen, Cedern und Granatbäume?“ fragte das Christuskind.

„Dieses dünne und arme Schilfrohr,“ antwortete Petrus, „werden sie Dir unten auf der Erde anstatt eines Scepters in die Hand geben, um Dich zu verhöhnen.“

Wie sie weiter gingen, stand auf einem andern schönen Orte ein öder Strauch mit gewaltig stacheligen Dornen.

„Wie kommt dieser öde Strauch mit den gewaltig stacheligen Dornen an diesen schönen Ort mitten unter Rosen, Lilien und Nelken?“ fragte das Christuskind.

Antwortete Petrus: „Aus diesen Dornen werden sie unten auf der Erde Deine Krone machen, die sie Dir in die Stirne drücken werden, daß das Blut in großen, schwarzen Tropfen herabfließen wird.“

Da wurde das Christuskind traurig und schnell eilte es von dem Strauch mit den gewaltig stacheligen Dornen hinweg. — Da gerieth es auf einen großen Platz, der war ein Zimmerplatz und viele Zimmerleute arbeiteten eifrig an zwei Balken, daß es halte und die Späne weit davon flogen, und dazu machten sie finstere und ergrimnte Gesichter.

„Diese finstern und ergrimnten Gesichter,“ sagte das Christuskind, „passen nicht in den Himmel, und der Lärm, den diese Leute verführen, stört die himmlische Ruhe. Was machen denn diese Leute hier, wo immer Feiertag sein sollte?“

Antwortete Petrus: „Sie zimmern und bauen das Kreuz, an das sie Dich unten auf der Erde hängen werden.“

Gerne hätte ihm Petrus das verschwiegen, oder ihm etwas anderes gesagt, wenn man im Himmel lägen dürfte. Das Christuskind seufzte aus schweren Herzen und war sehr betrübt. Noch rascher als vorher eilte es weiter und da kam es an eine Werfstatt, in welcher Feuerarbeiter bei großen Flammen, an Ambosen und mit Hämmern arbeiteten, daß es gewaltig tönte und die Funken weit umherflogen. Und diese Feuerarbeiter saßen schwarz und ruhig und schmutzig an. Das Christuskind hatte nicht mehr das Herz zu fragen, was denn diese Leute schafften; Petrus aber dachte, weiß es nun so viel, so soll es auch Alles wissen, und sagte: „Diese hier hämmern die Nägel, die man Dir durch Hände und Füße schlagen wird, und schieben die scharfe Lanze, mit der man Dir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt.“

Da fing das Christuskind laut zu weinen an, wollte nicht weiter lauthinwandeln und lief zum Vater zurück mit großem Geschrei.

„Warum weinst Du, mein Kind?“ fragte der himmlische Vater, als er es so angstvoll herankommen sah.

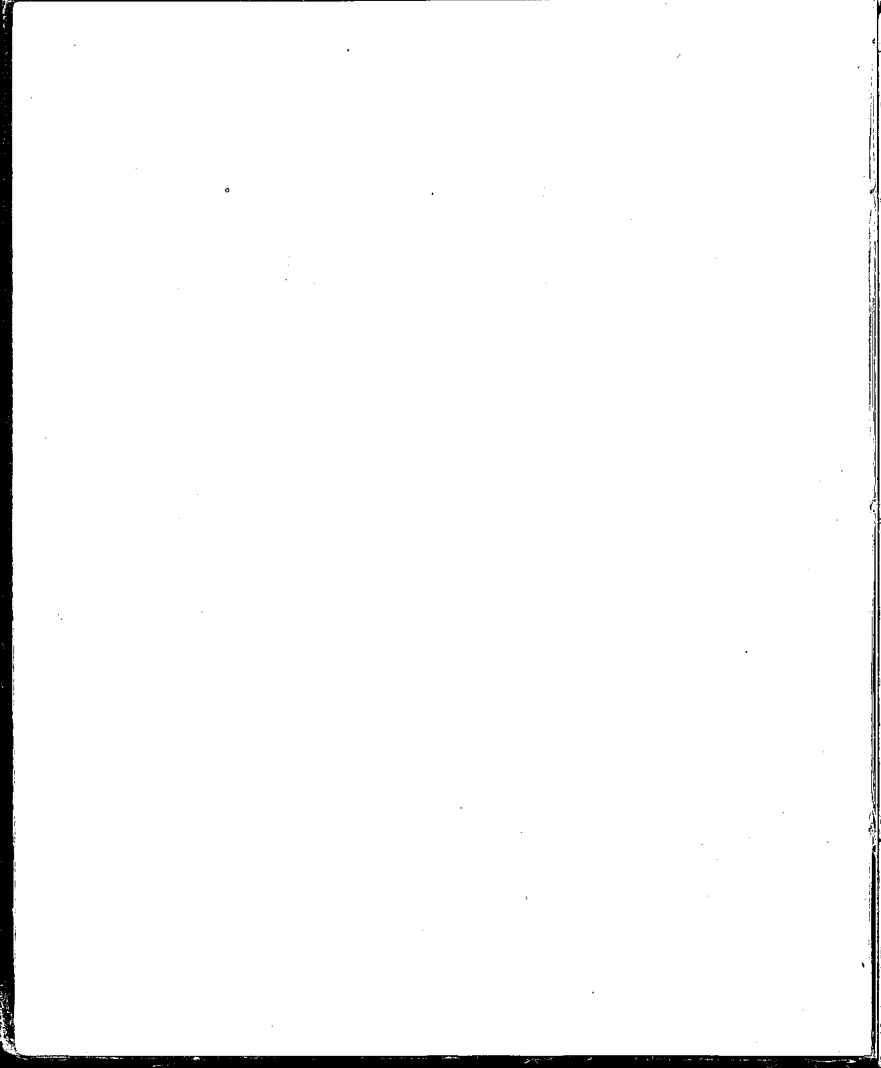
„Ach,“ sagte das Christuskind schluchzend, „ich habe das Schilfrohr gesehen, mit dem man mich verflochten wird, und die Krone von Dorn, mit der man mich krönen wird, und das Kreuz, darauf man mich heften wird, und die Nägel, die man mir in Hände und Füße schlagen wird, und die große Lanze, mit der man mir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt. Ich will nicht mehr zurückkehren auf die Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten; ich will lieber gleich hier bleiben bei meinem Vater im Himmel.“

Der himmlische Vater schüttelte den Kopf. Es war ihm in seiner unendlichen Güte nicht recht, daß Petrus ihn all' das hatte sehen lassen und er war erzürnt über den Älten. Aber da war nichts mehr zu thun und der Vater sagte: „Wie, mein Sohn, so willst Du die arme, sündige Welt ohne Erlösung lassen und willst Dich der himmlischen Pracht und Herrlichkeit erfreuen, ohne sie verdient zu haben?“

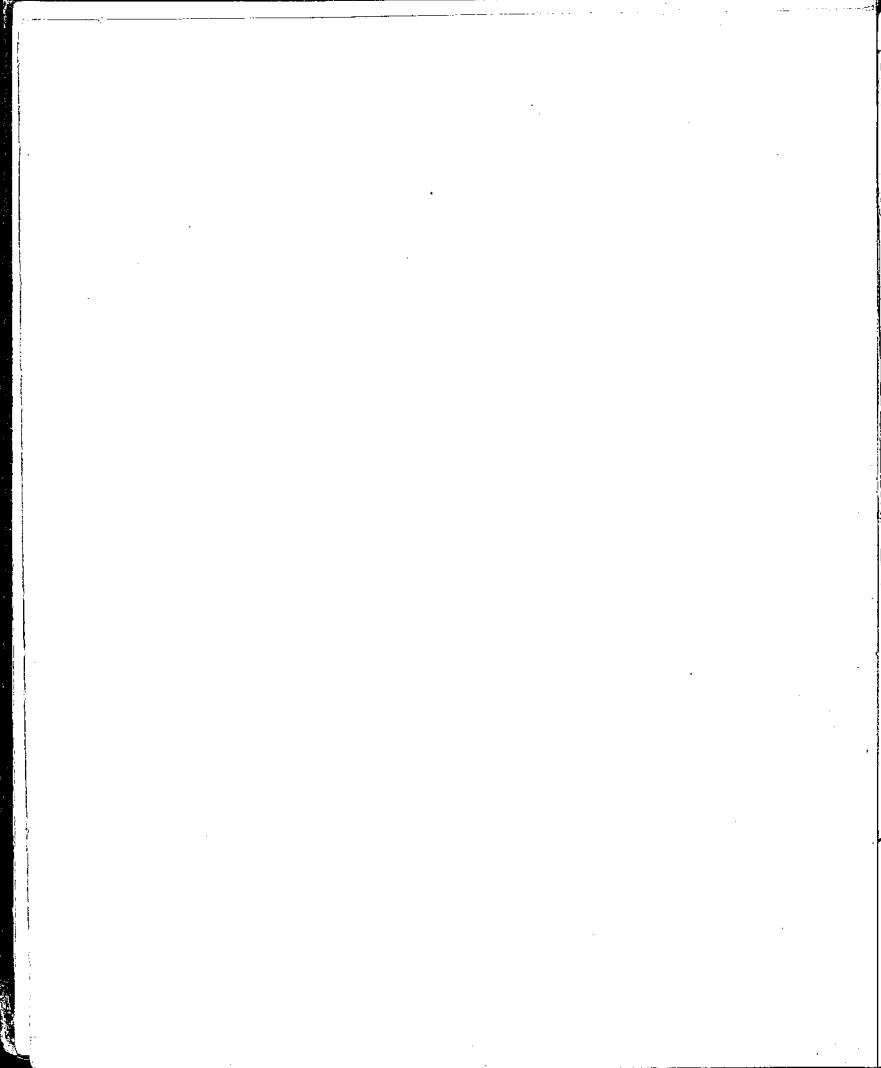
Da weinte das Christuskind noch einmal auf und sagte: „Nein, das will ich nicht, in meiner Barmherzigkeit! Send' mich nur gleich wieder zurück zur Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten!“

Und er hatte das kaum gesagt, so saß er wieder auf dem Hofe seines Vaters Joseph, des Zimmermanns, auf dem Haufen von Hobelspänen, und sah dem heiligen Joseph zu, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und dachte dabei der himmlischen Zimmerleute, die an seinem Kreuze arbeiteten, und lächelte.













## Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein liebes, herziges Ding, das alle Welt lieb hatte. So wenigstens wird erzählt und sieht es selbst gedruckt; ob es darum wahr ist, möchten wir doch bezweifeln, denn gerade so liebe herzige Dinger, die alle Welt lieb hat, mag der Neid nicht leiden, und der Neid — das ist der wahre Wolf in der Fabel wie in der Wirklichkeit, der so liebe, herzige Dinger verschlingt. Das sieht man ja alle Tage. Am liebsten hatte das liebe, herzige Ding die Großmutter, die kaufte ihm ein schönes Mäntelchen mit einer rothen Kapuze daran und darnach hieß es Rothkäppchen. Eines Tages, da die Mutter Kuchen gebacken, sagte sie zu Rothkäppchen: „Rothkäppchen, die Großmama ist krank; geh' hin und erkundige Dich schön, wie es ihr geht, und bringe ihr hier

von dem schönen Kuchen, so lange sie noch frisch sind, und etwas Wein und Butter dazu und allerlei gute Sachen, die ich in das Körbchen packe.“ Rothkäppchen ging immer gerne zur Großmutter, obwohl es ein langer Weg war, denn man weiß es ja, wie die Großmütter die Enkelchen lieben, und das Enkelchen möcht' ich sehen, das nicht auch die Großmutter lieb hätte. Ehe es ging, sagte noch die Mutter: „Kind, Kind, gehe immer gerade aus; sieh' nicht rechts, nicht links, und lasse Dich durch Niemand vom geraden Wege ablocken!“ — So ungefähr sagen ja die Mütter immer, wenn die Töchter hinausgehen; manchmal nützt es, öfter auch nicht, denn die besten Reden sind ja aus Luft gemacht. Wie Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihr der Gervatter Wolf.

Sie hatte keine Angst, denn sie war ein gutes, unschuldiges Ding, das noch nicht wußte, was ein Wolf ist. Er aber verstand sich ganz wohl auf einen guten Witz und er hätte sie am liebsten gleich aufgefressen, wenn nicht Leute in der Nähe gewesen wären, die er fürchtete. Da machte er sich so an sie, wie man zu thun pflegt, mit gleichgültigen und freundlichen Reden.

„Guten Morgen, Rothkäppchen! Wohin des Weges?“

„Danke Schönsens! Ich gehe zur Großmutter; die ist krank und ich bringe ihr frischgebakene Kuchen von meiner Mutter, und Butter und Wein und allerlei gute Sachen.“

„Wohnt sie weit von hier, Deine Frau Großmutter?“

„O ja, recht weit, hinter dem Walde, an der Mühle vorbei, im ersten Hause vor dem Dorfe.“

„Nun da sie krank ist,“ sagte der Wolf und legte fromm die beiden Vordertagen in einander, „nun da sie krank ist, will ich sie auch besuchen. Ich mache gerne Krankenbesuche, tröste die Leidenden und spreche ihnen von Gottes Wort. Gehe Du nur gerade aus, liebes Rothkäppchen; sich nicht rechts, nicht links, und lasse Dich durch Niemand vom geraden Wege ablocken. Ich will nur noch einen Krankenbesuch machen, dann komme ich Dir nach.“

„Der gute Wolf,“ dachte Rothkäppchen, „er spricht gerade wie meine Mutter. Aber wie viel muß er zu thun haben, wenn er alle Leidenden trösten will. Es gibt doch recht gute Seelen! Und wie er sich beeilt, um Gutes zu thun! Kauft er doch, als könnte er es nicht erwarten.“

Während sie so dachte, kief der Wolf in der That was er laufen konnte, aber nur um Rothkäppchen einen Vorsprung abzugewinnen und vor ihr bei der Großmutter angekommen.

Rothkäppchen sah viele schöne Blumen im Walde stehen; die pflückte sie und steckte sie in die Butter und in die Kuchen; dann wand sie kleine Kränzchen und schlang sie um die Halschleife, um Alles recht schön aufzusetzen; dann guckte sie manchem Vöglein in's Nest und wunderte sich, wie die Jungen die gelben Schnäbel so weit aufmachten. Sie brach kleine Stückerl Kuchen ab und steckte sie ihnen hinein. „So,“ dachte sie, „ohne ich auch etwas Gutes, denn die Vöglein sind gewiß hungrig. Wein darf ich ihnen nicht geben; ich bekomme ja auch keinen, denn der ist nicht für die Jugend.“

Der Wolf hatte indessen seine Zeit nicht verloren mit Blumenpflücken, Kränzleinwinden, Nesteingucken — denn die Bosheit eilt, als ging's in's Paradies — und war vor dem Hause der Großmutter angekommen und klopfte an die Thüre: Top! Top!

„Wer ist draußen?“ fragte die Großmutter mit ihrer schwachen Stimme.

„Ich bin es, das Rothkäppchen. Ich bringe Dir Wein und Kuchen und allerlei gute Sachen.“

„Öffne die Klinken und sie wird springen!“

Der Wolf drückte die Kinnke und sie sprang, und er warf sich auf die arme Großmutter und verschlang sie in einer Minute, als wäre es nichts. Dann that er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, zog sie tief in's Gesicht, schloß die Thüre, legte sich in das warme Bett und wartete. „Hat schon die alte, magere Großmutter gut geschmeckt,“ dachte er, „wie wird erst das appetitliche Rothkäppchen schmecken. Ich hehne mich nach ihr, ich liebe sie zum Fressen.“

Rothkäppchen ließ nicht lange auf sich warten. Top! Top!

„Wer ist draußen?“ fragte der Wolf und gab sich alle Mühe, die Stimme der Großmutter nachzuahmen.

„Ich bin es, das Rothkäppchen; ich bringe Dir Wein und Kuchen und allerlei gute Sachen und viele Blumen.“

„Drücke die Kinnke und sie wird springen!“ —

Rothkäppchen drückte die Kinnke und trat ein. Die Stimme der Großmutter klang ihr etwas verdächtig und in der Stube war eine sonderbare Atmosphäre, fast wie in einer Menagerie. Es wurde ihr eigenthümlich zu Muth. Ahnung nennt man das, und wie es heißt, empfindet das Geheer, der gefressen werden soll. Sie wußte gar nicht, was thun und sagen, und sah sich ganz ängstlich in der Stube um. Der Wolf zog die Decke über's halbe Gesicht und anstatt sie gleich zu fressen wie die Großmutter, sagte der alte Sünder mit verstellter Stimme: „Mein liebes Rothkäppchen, stelle die Sachen hin, kleide Dich aus und lege Dich zu mir in's Bett.“

Zitternd gehorchte das Rothkäppchen, kleidete sich aus und legte sich in's Bett zu dem alten Sünder. „Ach,“ dachte sie, „es ist mir als hätte ich Unrecht gethan, daß ich der Mutter nicht gehorchte, und daß ich nicht den geraden Weg gegangen bin.“ Und wie sie die Decke aufhob, war sie erstaunt über das Aussehen ihrer Großmutter.

„Aber, Großmutter, was hast Du für lange Arme?“

„Daß ich Dich besser umarmen kann.“

„Aber, Großmutter, was hast Du für lange Ohren?“

„Daß ich Dich besser hören kann.“

„Aber, Großmutter, was hast Du für große Augen?“

„Daß ich Dich besser sehen kann.“

„Aber, Großmutter, was hast Du ein entsetzliches Maul?“

„Daß ich Dich besser fressen kann.“

Und wie er das jagte, fraß er sie auf.

„Aber das wäre eine ganz traurige Geschichte, wenn sie so enden sollte, und da gäbe es ja gar keine Gerechtigkeit auf Erden, wenn die Wölfe die Rothkäppchen so ungestraft fressen könnten. Eine schöne Geschichte muß gut ausgehen und Gerechtigkeit muß sein, wenn noch so unvorsähenlich. Und so war es. Der Wolf schlief ein, als hätte er das beste Gewissen, denn sein Grundsatz war:

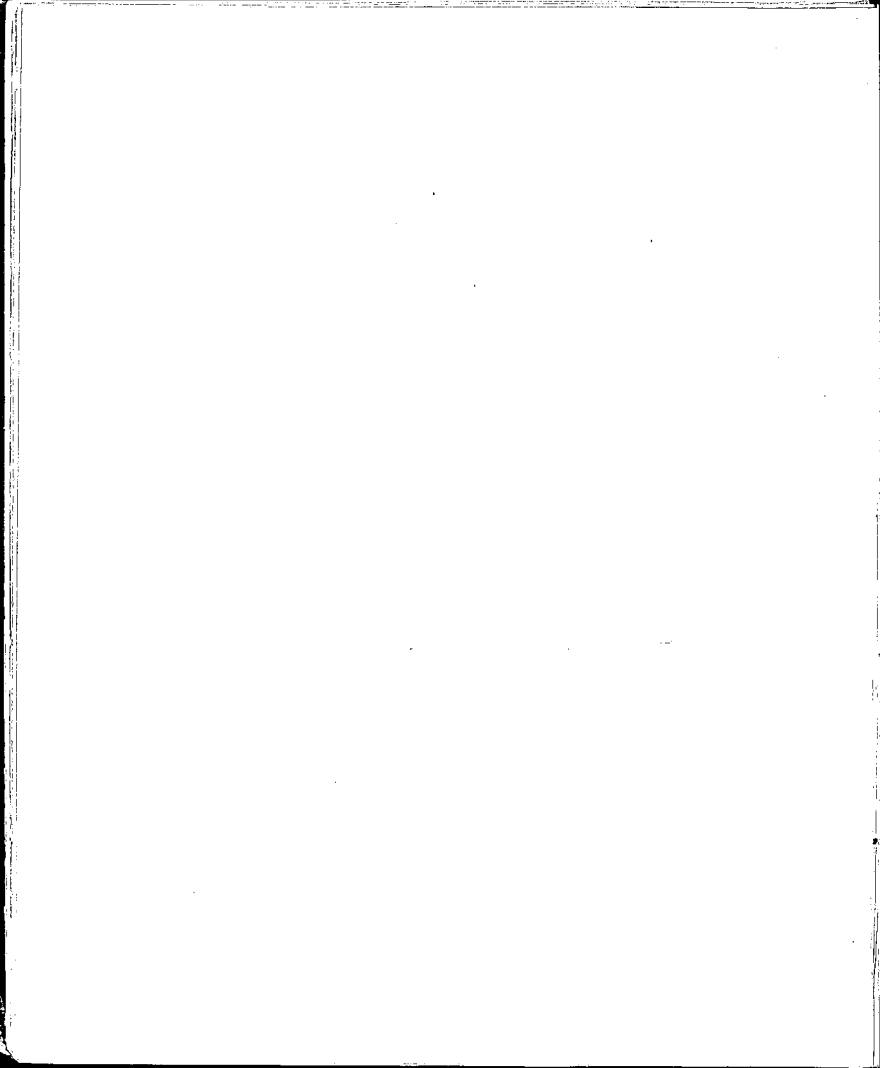
„Ein guter Bissen  
Ist das beste Aufessen.“

und schnarchte, daß der Wald davon wieberhallte. Dieses Schnarchen war sein Verderben. Der Jäger hörte es und kam herbei, ohne zu wissen, daß er in diesem Moment die göttliche Gerechtigkeit vorstellte, wie es überhaupt wenige Menschen wissen, was sie vorstellen. Erst glaubte er, es sei die alte Frau, die so schnarchte; wie er aber sah, daß es der Wolf war, sagte er sich gleich, daß er gewiß etwas im Leibe habe, zog leise sein großes Messer hervor und schnitt ihn den Bauch auf. Da sprang nicht nur das Rothkäppchen, sondern auch die Großmutter heraus. Der Wolf, dem nichts so unangenehm war, als ein leerer Bauch, erwachte und machte große Augen, als er die Großmutter und Rothkäppchen vor sich stehen sah. Er war sehr empört, daß man es wagte, ihn wieder zu wecken, worauf er sich mit seinen Zähnen ein Recht erworben und was er sich definitiv annektirt hatte. Er wollte eben seine Stimme erheben, um zu protestiren und sein Recht zu wahren, als ihn der Jäger niederschoss, „denn,“ sagte der Jäger, „das Laster muß am Ende bestraft werden, sonst geht es nicht.“

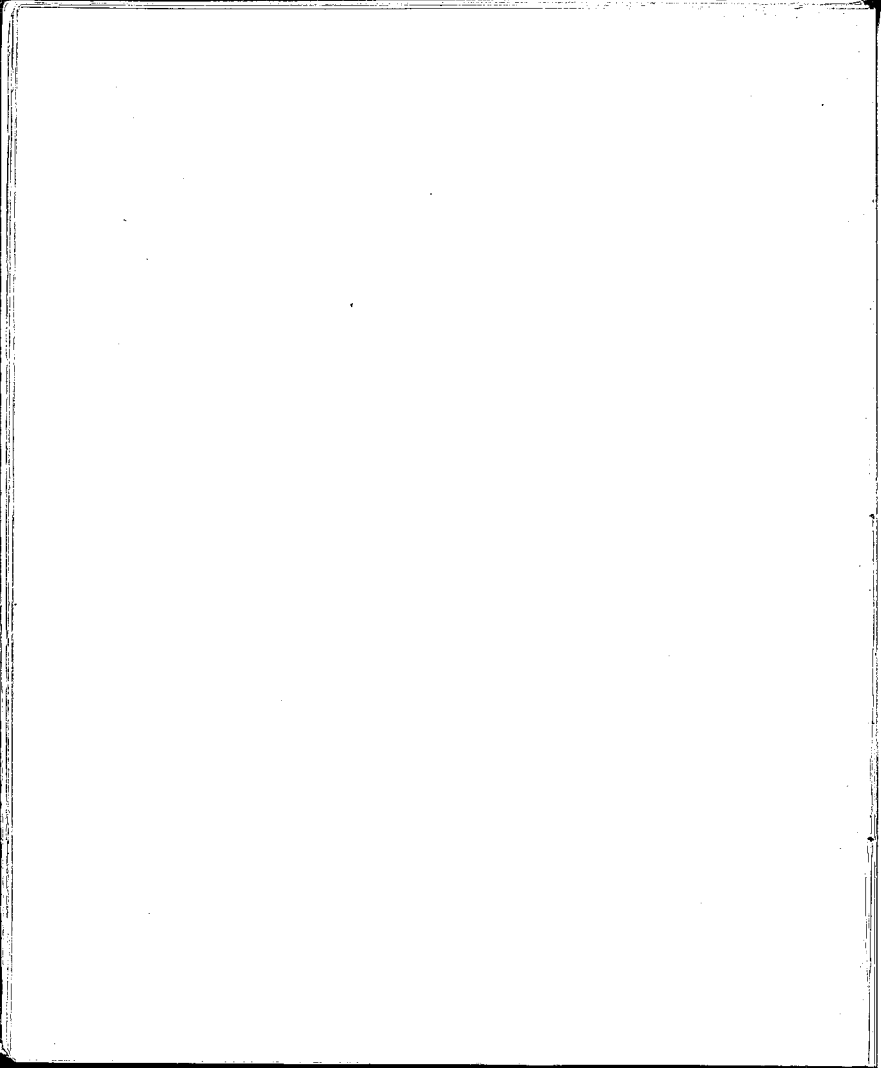
Rothkäppchen aber wich nie wieder vom geraden Wege ab, und der Großmutter hatte der heilsame Schreck und der Aufenthalt im warmen Leibe des Wolfes sehr gut gethan, daß sie nie wieder den Schnupfen bekam. So wurde beiderseitig die Unschuld gerettet. Damit aber auch die Tugend belohnt werde, trank der Jäger allen Wein aus, den Rothkäppchen mitgebracht hatte.



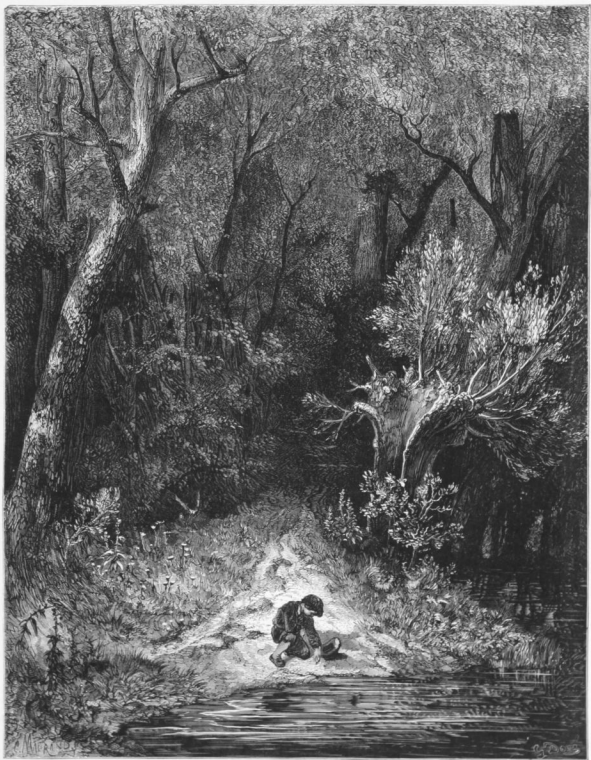


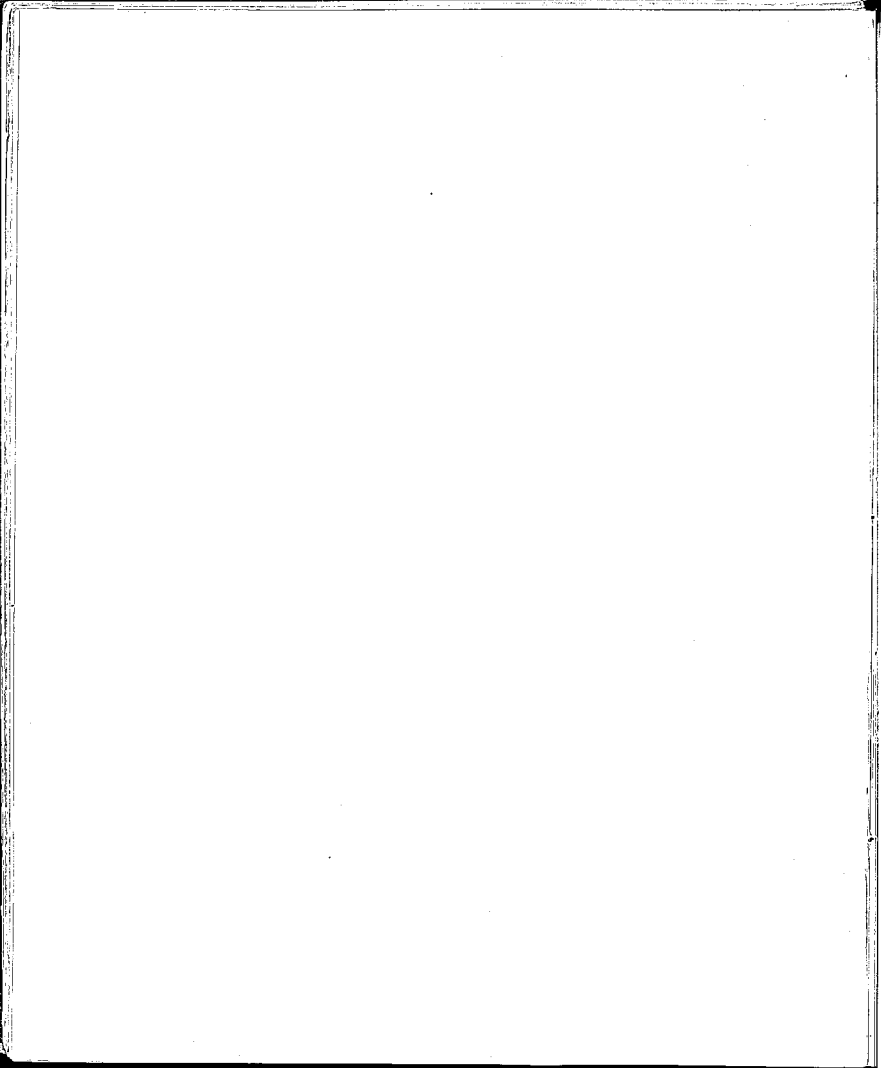


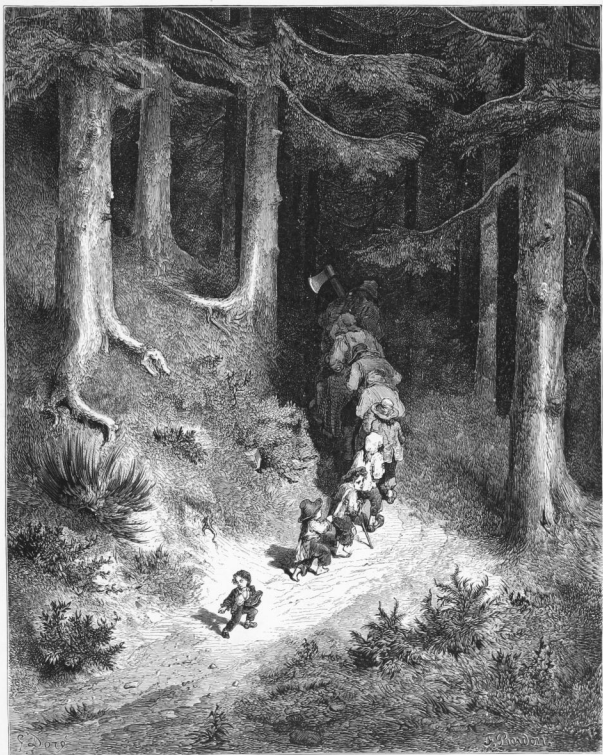


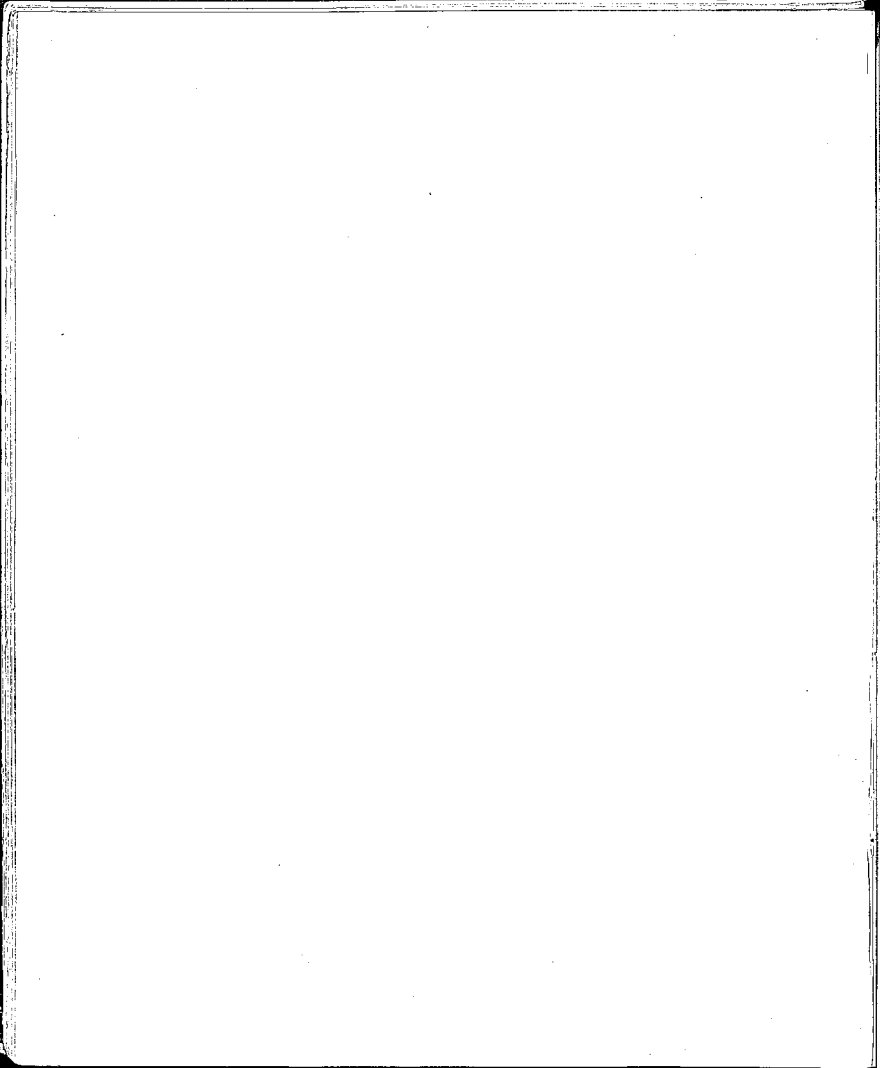














## Der kleine Dämmerling.

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, und weil sie sehr arm waren, hatten sie viele Kinder. Nicht weniger als sieben und die waren alle Knaben. Der älteste war nicht älter als zehn Jahre, der jüngste war erst dreijährig. Das kam daher, daß der Storch, ein besonders starker Storch, ihnen manchmal zwei in Einem Jahre brachte. Der jüngste war klein, sehr klein, aber ganz außerordentlich klein, und weil er, als er zur Welt kam, nicht größer war als ein Daumen, nannte man ihn den kleinen Dämmerling. Es ist das derselbe kleine Dämmerling, der nachher so berühmt geworden. Aber das Sprüchwort sagt:

Klein und fed  
Schlägt die Großen weg.

Der kleine Dämmerling war klug, klüger als alle seine Brüder, sprach wenig und hörte und merkte viel.

Da kam eine große Hungersnoth in's Land. Die armen Leute hatten kein Brod für die vielen Kinder, und weil sie die Kinder nicht mit eigenen Augen vor Hunger sterben sehen wollten, dachten sie daran, sich ihrer auf gute Weise zu entledigen, denn „Noth kennt kein Gebot“ sagt ein anderes Sprüchwort. Abends, als die Kinder schon zu Bette waren, sagte der Mann zu der Frau: „Du siehst, es geht nicht länger. Wir werden die Kinder in den Wald führen und sie dort verliern.“ — „Im Wald!“ rief die Mutter erschrocken, „im düstern, düstern Wald! ach meine armen

Kinder!“ — So schrie und weinte sie noch lange, und wollte die Kinder nicht in den düstern, düstern Wald führen und sie dort verlieren, aber am Ende begriiff sie doch, daß sie das Elend nicht länger mit ansehen könne, und als eine gehorsame und brave Frau, die sie war, sagte sie, daß sie thun wolle, wie ihr Mann befehle. Und darauf gingen sie schlafen. Aber der kleine Dämmerling hatte Alles gehört. Wie er merkte, daß Vater und Mutter Geheimnisse sprachen, trotz er leise, leise aus dem Bette und unter den Schenkel seines Vaters und da hat er Alles gehört. In den Wald gehen, in den düstern, düstern Wald, dachte der kleine Dämmerling, und uns dort verlieren? Nein! — Er legte sich auf's Ohr, dachte nach und stand früh am Morgen wieder auf. Er ging hinaus an den Bach und füllte sich die Taschen mit kleinen weißen Kieselsteinen. „Jetzt wollen wir 'mal sehen,“ dachte er und klopfte stolz auf die Tasche, als wäre, was er darin hatte, lauter Loughbore, die er sein Lebtage nicht gesehen hatte.

Dann ging's in den Wald; der Vater mit der Axt auf der Schulter voran, die Mutter nach, dann die sieben Buben hinter einander, wie die Orgelspielen. Der kleine Dämmerling, der zuletzt ging, sagte nichts; gar nichts sagte er, aber er dachte sich sein Theil, und wie sie in den Wald kamen, darin es wirklich düster, sehr düster, ja so dunkel war, daß man kaum seinen Vordermann sah, ließ er nach und nach und ohne daß es Jemand merkte, die Steinchen fallen und säete sie so den ganzen Weg entlang. „Gute Saat,“ dachte er, „trägt gute Früchte.“

So und wie sie tief, tief drin im Walde waren, sagte der Vater: „Jetzt, Buben, sammelt trockenes Holz, macht Reisigbüchel und seid recht aufmerksam.“ Sie gehorchten, bückten sich Alle und waren recht aufmerksam. Vater und Mutter machten sich eine Kaserde, schlichen in die Gebüsche und da sie die Kinder nicht mehr sehen konnten, fingen sie an zu laufen und tiefen immer bis sie zu Hause waren. Als das die Kinder merkten, daß sie allein und verlassen waren in dem tiefen, tiefen Wald, fingen sie gewaltig an zu schreien und zu weinen. Der kleine Dämmerling schrie und weinte nicht und sagte auch nichts. Er saß auf einem abgesägten Baustamm, steckte die Hände in die Hosentaschen und dachte: „Weint ihr euch nur recht aus!“ — Dann sagte er: „Jetzt ist genug geweint! Seid ihr Männer? Ich bin Einer. Vater und Mutter haben euch hier stecken lassen; ich führe euch wieder heim. Auf, mir nach!“

Wie gesagt, so gethan. Sie folgten ihm und er führte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren und den er sich mit den Steinchen bezeichnet hatte, aus dem Walde bis vor's Haus. Aber sie hatten nicht den Muth einzutreten; sie legten die Ohren an die Thüre und horchten. Da drin ging's hoch her; der Gutsherr hatte mittlerweile zehn blaue Thaler geschickt,

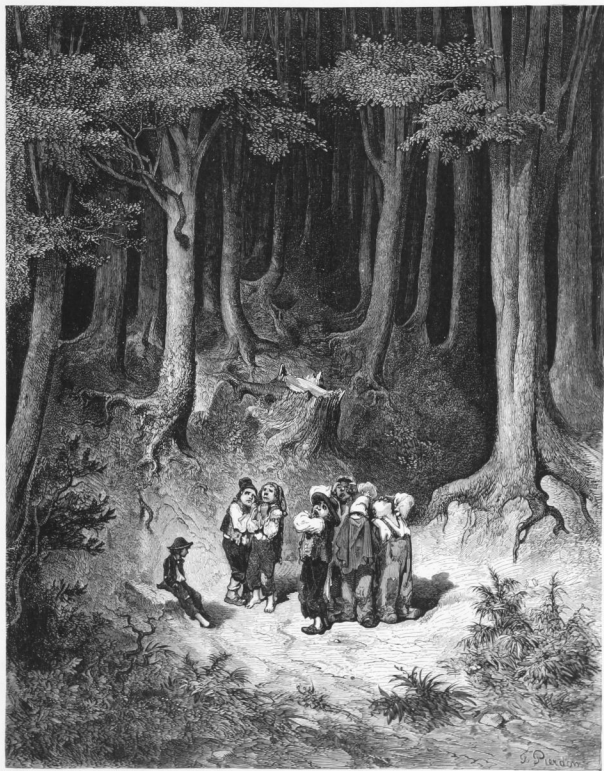
die er, nach großer Herren Art, dem Vater seit lange schuldete; die Mutter hatte Brod, Fleisch und Würste geholt, zehn mal so viel als sie brauchten, denn sie waren sehr hungrig und die Augen gehen immer weiter als der Magen. Als sie sich voll und satt gegessen hatten, daß sie nicht weiter konnten, rief die Mutter: „Ach, meine armen Kinder! wo sind jetzt meine armen Kinder! Gewiß hat sie schon der Wolf gefressen, vielleicht sie selbst so gut essen könnten, wenn sie hier wären! Wo sind meine armen Kinder!“ Sie rief das so oft, daß der Alte ungeduldig wurde und ihr zu schweigen befohl, weil ihn das Gewissen zu plagen anfing. Um dieses und die Frau, die sich nichts befehlen ließ, zum Schweigen zu bringen, hob er endlich die Hand auf, um sie zu prügeln. Sie aber rief immer: „Wo sind jetzt meine armen Kinder?“ Als sie es so ungefähr zum zwanzigsten Male rief, sprang die Thüre auf und die Kinder schrien alle zusammen: „Hier sind wir! Hier sind wir!“ — Das war aber eine Freude, daß es gar nicht zu sagen ist, um so mehr, als die Kinder schnell ihre Schüsseln holten und die Mutter eben so schnell aus dem Kessel schöpfte und die Schüsseln füllte. Die Kinder aßen und erzählten und erzählten und aßen, und Letzteres so gut, daß nur vom Zischen der Vater neuen Appetit bekam und die Mutter zum zweiten Male satt wurde. Die Freude dauerte noch die nächsten Tage hindurch, gerade so lange, als die zehn Thaler dauerten.

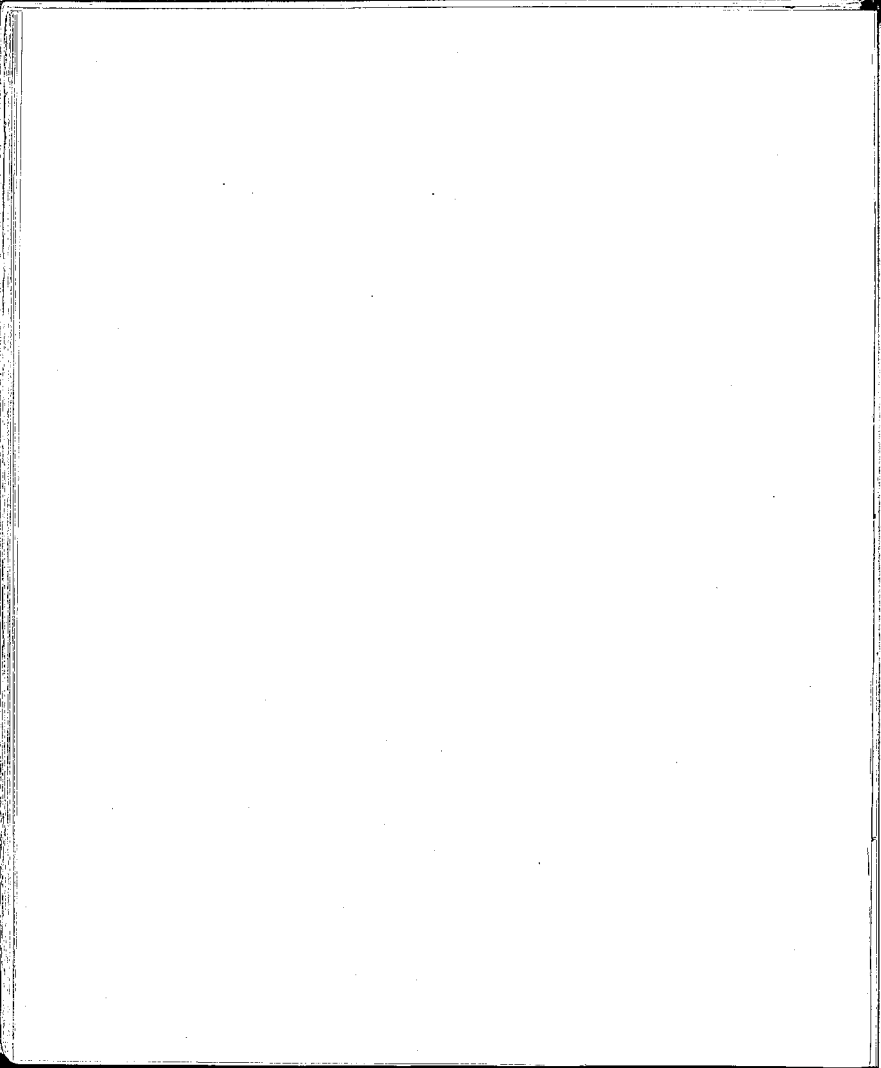
Als diese dahin waren, kehrte das alte Volk zurück und Vater und Mutter beschloffen, die Kinder wieder in den Wald zu führen, und zwar viel weiter als das erste Mal, um ihrer Sache sicher zu sein. Der kleine Dämmerling, der auf seiner Hut war und die Alten beobachtete, hatte auch diesmal ihr Gespräch belauscht. „Gut,“ dachte er, „jetzt weiß ich, wie man's macht.“ Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als er gegen Morgen hinausgehen wollte an den Bach, um wieder Steinchen zu sammeln, war die Thüre geschlossen und er konnte nicht hinaus. „Gott verflucht die Seinen nicht,“ dachte er, „es wird sich schon was finden.“ — Als sie dann in den Wald zogen und die Mutter jedem noch ein Stück Brod in die Tasche steckte: „Siehst du wohl,“ dachte er, „da hast du das Brod. Waren es früher die Kieselsteine, so sind es jetzt die Bröcklein. Freilich würde ich sie lieber verschlucken, aber was ist zu machen? Man muß sich strecken nach der Decke.“ Diesmal ging's viel, viel tiefer in den Wald, an eine Stelle, wo es dicht und dunkel war, ganz, ganz dicht, ganz, ganz dunkel. Die Alten suchten sich wieder eine Rutrede, trogen in's Geßbüsch und fort waren sie. Da ging wieder das Gewein und Geschrei los und dabei sahen alle den kleinen Dämmerling an. Er war ruhig, legte die Hände auf den Rücken und sagte nur: „Vorwärts!“ wie Einer, der seiner Sache ganz sicher ist. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Die Frauen, so er auf den Weg gestreut, hatten die Wegel aufgedeckt;

keine Spur war mehr da davon und da war guter Rath theuer. Dennoch gingen sie darauf los, aber je weiter sie gingen, desto mehr verirren sie sich und desto tiefer kamen sie in den dichten, tiefen, düstern Wald. Es regnete, und der Wind heulte und sie glaubten, es wären die Wölfe, die so heulten und hatten große Angst — besonders als es Nacht wurde, stockdunkle, pechschwarze, ununterbrochenkleinige Nacht. Sie wußten nicht, wo aus, wo ein? Der kleine Dämmerling — immer der kleine Dämmerling voran, denn sein Grundsatz war: „Selbst ist der Mann!“ — kletterte einen hohen, dicken Baum hinauf, der alle andern Bäume des Waldes überragte und blickte nach allen Seiten aus. Nach drei Seiten sah er gar nichts, aber von der vierten Seite her kam ihm aus der Tiefe, durch Gebüsch, aber noch aus weiter Ferne ein Lichtschimmer entgegen. „Gut,“ dachte er, „durch Nacht zum Licht!“ und ließ sich wieder vom Baume heruntergleiten zu den Brüdern, die alle unten standen und hinaus sahen. Aber unten angekommen, war's wieder nichts, denn das Licht war verschwunden; doch hatte er sich die Richtung gemerkt und wanderte nach jener Seite — bergan, bergab. Das Licht tauchte auf und verschwand wie ein Zersticht. „Sich mir nicht irre machen lassen!“ dachte der Dämmerling, und die Andern stelzten hinter ihn her. So gelangten sie endlich an das Haus, aus dem das Lichtlein gekommen war, und riefen und poßten. Eine gute Frau kam heraus und fragte, wer sie seien und was sie wollten? — „Hungrige, durch nässe, müde, im Walde verirrete arme Kinder sind wir,“ antwortete der Dämmerling, „und möchten um Gotteswillen um ein Stück Brod und ein Nachtlager gebeten haben, ohne Jemandem wehren zu wollen.“ — „Ach ihr armen, guten Kindlein,“ rief die Frau und fing zu weinen an, „weißt ihr denn auch, wohin ihr gerathen seid? In diesem Hause wohnt ein Niemand, der die Kinder liebt.“ — Da fingen sie alle an vor Angst zu zittern, auch der Dämmerling, doch sagte er: „Es ist gewiß nicht schön, Kinder zu fressen — ohne Dich, gute Frau, in der Person Deines Gemahls belästigen zu wollen — noch weniger schön ist es, gefressen zu werden und zwar als Kind. Aber was ist zu thun? Draußen ist's finstern und sind die Wölfe, so gehen wir doch lieber in's Haus. Vielleicht gelingt es Dir, gute Frau, das Herz Deines Gatten zu rühren; vielleicht hat er eben keinen Appetit. Auch sind wir so mager, ich, speciell, so klein. Man muß es wagen und sehen, wie es weiter geht. Gewöhnlich werden doch nur die gefressen, die sich fressen lassen.“

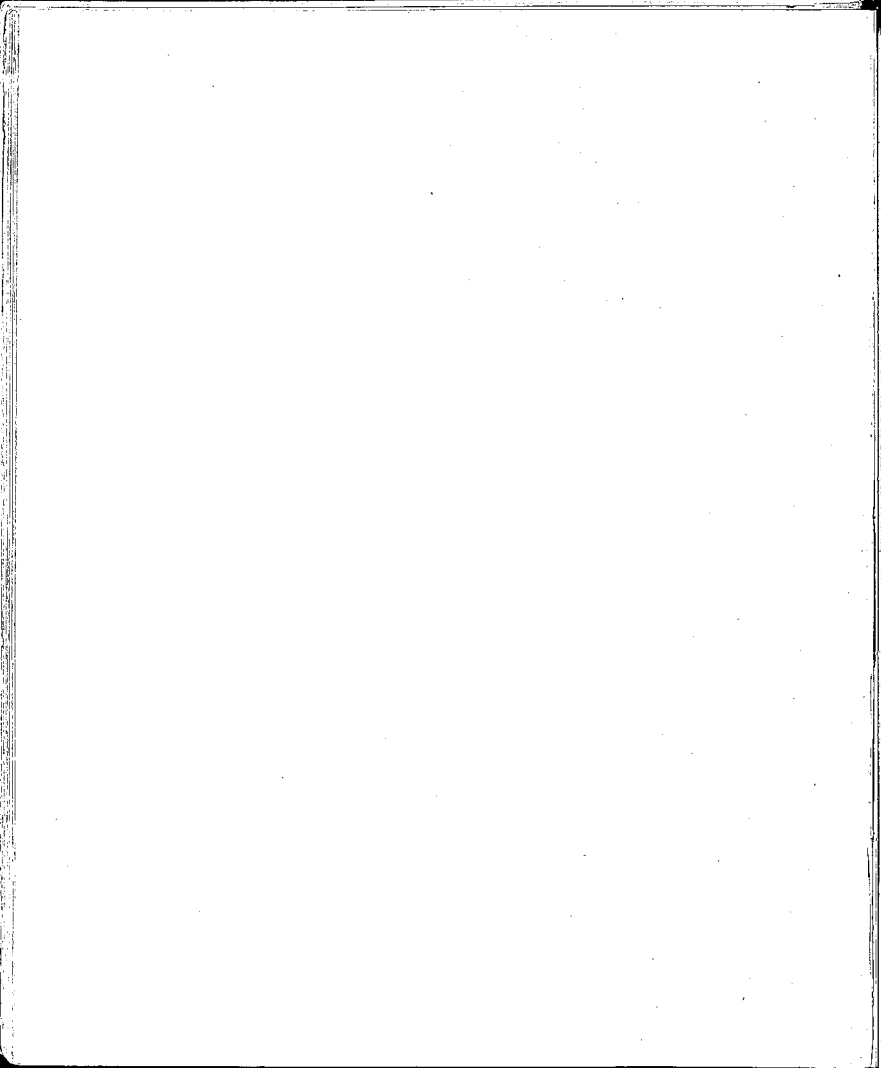
Die gute Frau ließ sich überreden, hoffend, die Kleinen während der Einen Nacht vor dem Niesen verbergen zu können. Sie führte sie in die Stube und setzte sie an's Feuer, wo ein ganzer Hammel am Spieße sat, daß sie sich wärmen und trocknen sollten. Aber kaum hatten sie sich's ein wenig gemüthlich gemacht, als sich draußen schwere Schritte und an der Thür ein furchtbares

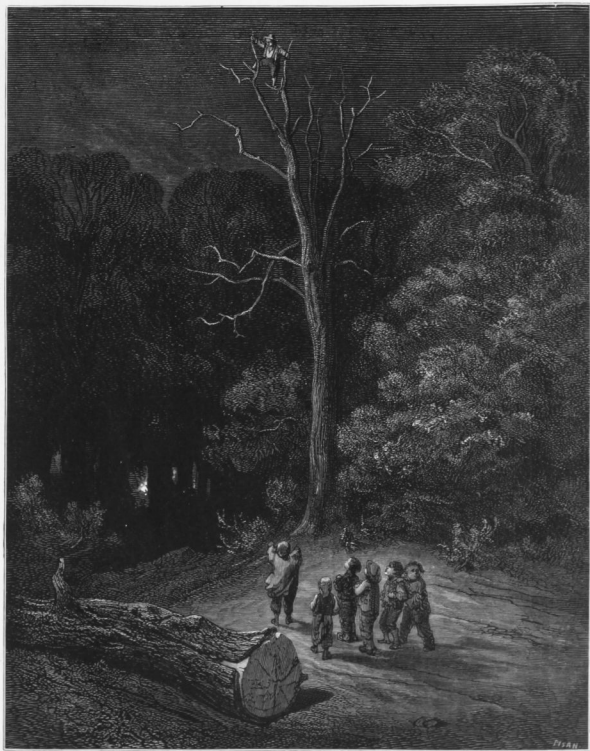


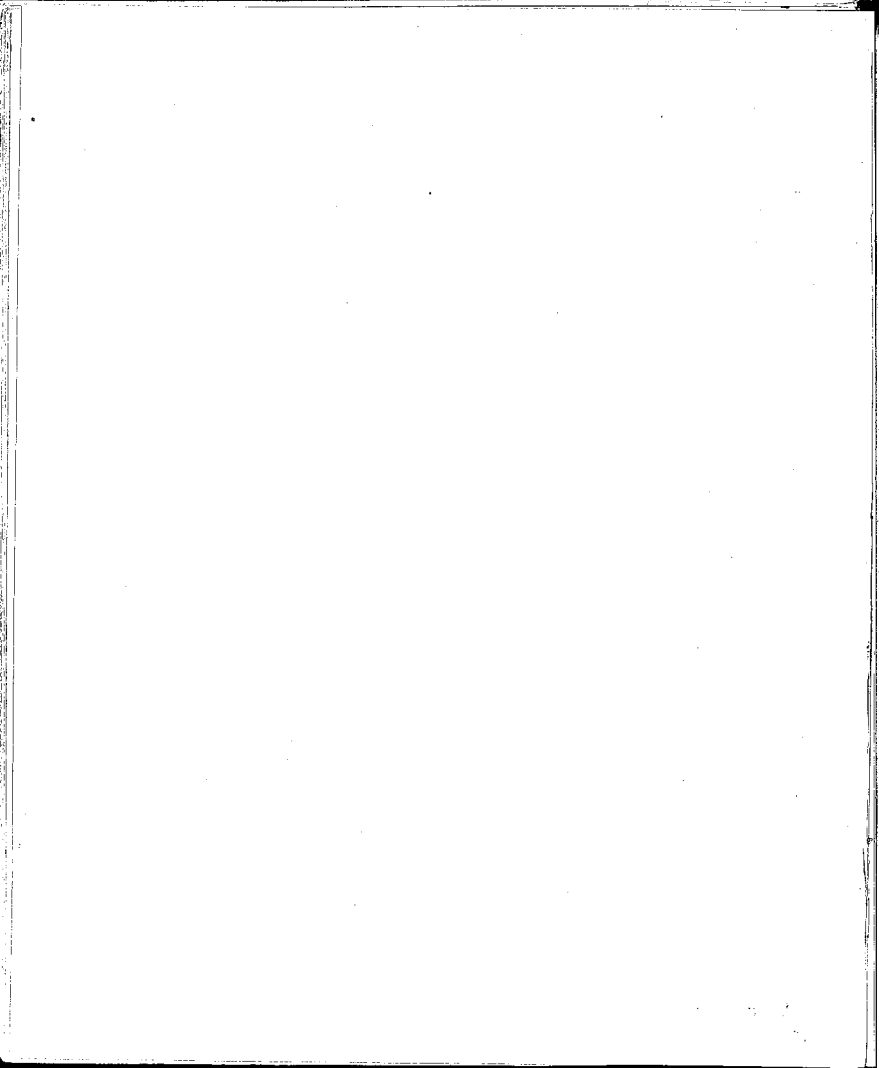


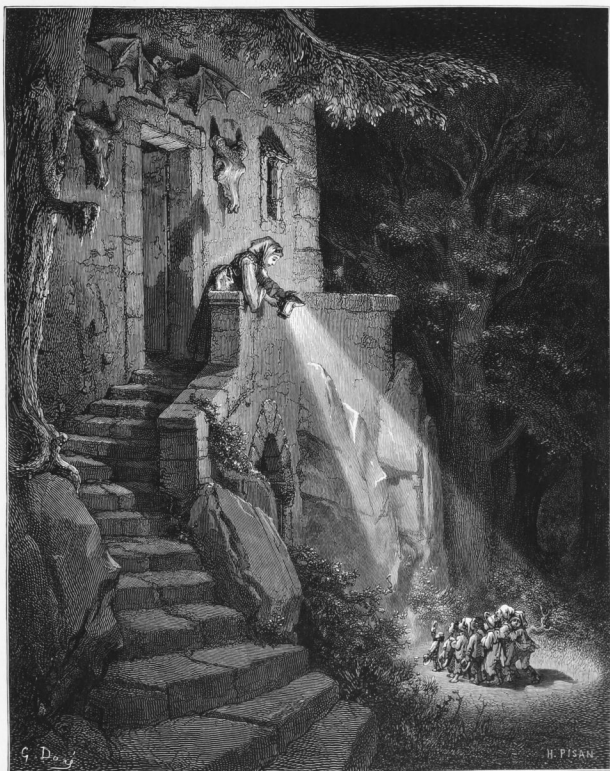






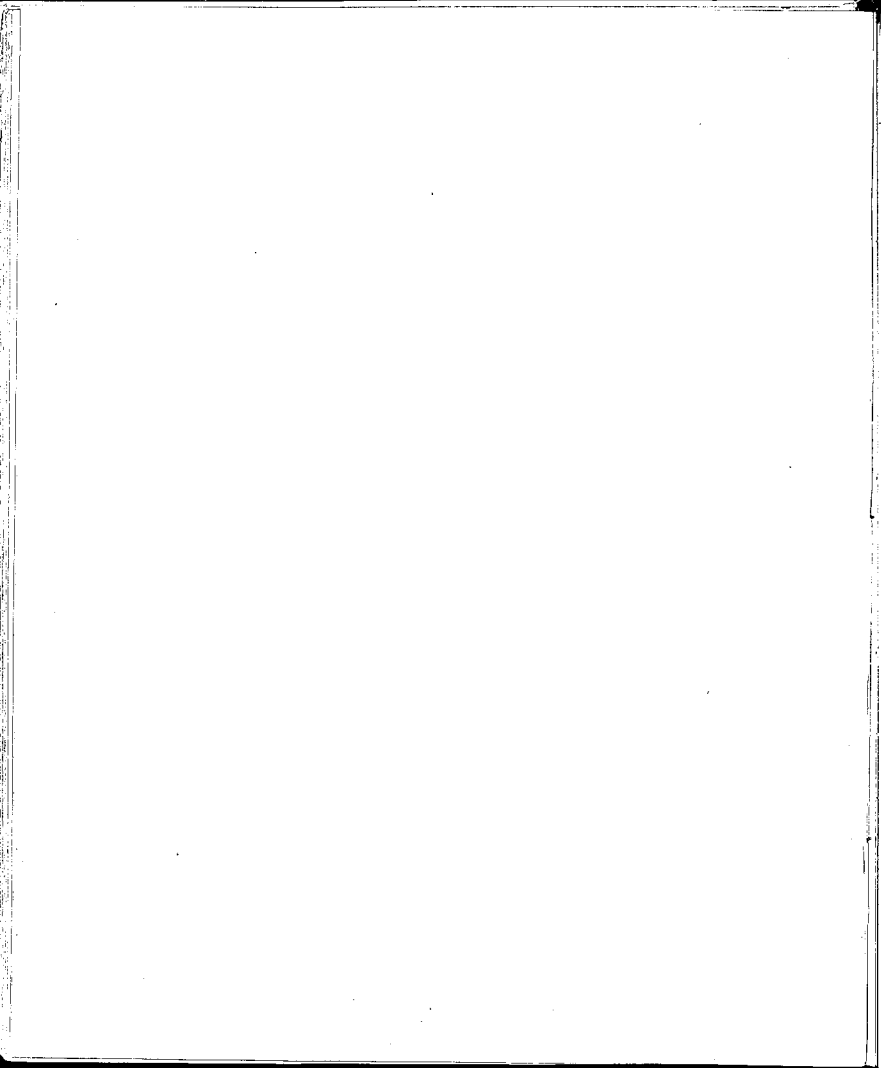






G. Dore

H. Pisan





Gepolter hören siehen. — „Da kommt der Niese, mein Mann!“ rief die Frau erschrocken und schob rasch die Kinder unter's Bett. Der Niese fragte sogleich, ob das Nachtessen fertig? ob genug Wein abgezapft sei? und laut er so gemeine Fragen. Er setzte sich an den Tisch und verzehrte den Hammel, der noch ganz blutig war. Der kleine Dämmerling, der ihn von unter dem Bette aus beobachtete, dachte: „Nun, der kann essen! Für den ist ein Mann wie ich nur ein Bißchen. Aber er ist offenbar ungebildet; mit dem wird man schon fertig, und wenn er mich frisst, so soll er mich wenigstens nicht verdauen.“ — Als der Niese mit Essen fertig war, erhob er die Nase und fing an, nach allen Seiten herumzuschmüffeln. „Ich rieche, rieche Menschenfleisch!“ sagte er unheimlich. — „Es wird wohl nur das Kalb sein,“ sagte seine Frau, „das Kalb, das ich für Dich abgezogen habe.“ — „Schweig,“ rief der Niese zornig, „darauf verstehe ich mich! Ich rieche, rieche Menschenfleisch!“ — Und so sprechend ging er, immer schmüffelnd, geradenweges seiner Nase folgend, auf das Bett los. — „Ach, treulos' Weib!“ schrie er sich selbst eintrüffelt, „Du hast Geheimnisse vor mir, Du willst mich täuschen, Du rücksichtsloses, pflichtvergeßenes Weib! Nichts als Deine Magerkeit hält mich ab, sonst fräße ich Dich selber!“ Sein Gesicht härtete sich wieder auf, wie er einen Knaben nach dem andern unter dem Bette an den Beinen hervorzog. „Herrliche Bißten! prächtiges Wildpret!“ murmelte er und legte sich dabei die Lippen ab — „das trifft sich gut, da ich gerade drei Niesen, meine Freunde, dieser Tage zu Tische habe.“ — Die armen Kinder schrien, umklammerten seine Kniee und Füße und baten um ihr Leben, während das Ungeheuer sie betastete, die guten Bißten koste und nur von der Sauce sprach, in der sie genossen werden müßten. Es war gerade einer der ungeschicktesten Menschenfresser. Er zog sein großes Messer, schloß es und packte dann einen der Knaben, als seine Frau sagte: „Aber warum willst Du sie heute schon schlachten? Ist nicht morgen Zeit?“ — „Was Du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen!“ antwortete der Niese. — „Aber es ist noch so viel Fleisch da, kalbernes, schweinernes, schäpfernes, das geht ja Alles verdoeben.“ — „Das ist richtig; also füttere sie gut, daß sie mir nicht abmagern und bringe sie dann zu Bette.“

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“ dachte der Dämmerling und ließ sich's schmecken, dann setzte er mit den Brüdern der guten Frau in die obere Stube, wo sie sich alle sieben in ein großes breites Bett legten. In derselben Stube, in einem gleichen großen, breiten Bette schliefen die sieben Töchter des Niesen, junge, ebenfalls zum Menschenfleischessen geberene Niesinnen. Sie sahen sehr wohl genährt, hübsch und frisch aus, wie Alle, die von andern leben. Ihre Werberjähne waren sehr lang und gingen breit auseinander, was ihre Bestimmung und Nahrungseigenschaft verrieth. Noch

waren sie nicht sehr bössartig, aber sie berechneten zu den schönsten Hoffnungen, denn wo sie ein Kind erwischen konnten, bißen sie drein. Auf ihren Köpfen trugen die sieben Mädchen sieben Kronen. Das bemerkte der kleine Dämmerling sogleich, und kaum hatte die gute Frau die Stube verlassen, als er ihnen die Kronen abnahm und ihnen dafür sieben Milken, seine eigene und die seiner Brüder aufsetzte. Sie merkten nichts davon, da sie einen riesig tiefen Schlaf hatten. Sie und den Brüdern aber, welche ebenfalls bereits schliefen, setzte er die sieben Kronen auf. „Man kann nicht wissen, wozu das gut ist,“ dachte er, „Verwechslungen sind Manchem zu Statten gekommen.“

In seiner Herzensfreude über den guten Gang hatte der Kinderfresser etwas zu tief in's Glas gesehen und als er sich endlich in's Bett gelegt, ließ ihn der Gedanke an die guten Braten nicht schlafen. Er warf sich unruhig hin und her und konnte kein Auge schließen. „Ich würde wohl besser schlafen, wenn ich die Sache vom Herzen hätte,“ dachte er. „Das Gute und Nützliche soll man nicht aufheben.“ Er erhob sich leise, nahm das Messer und schlich sich, um seine Frau, deren Widerspruch er fürchtete, nicht zu wecken, im Dunkeln davon. Er tappte die Treppe hinauf in das Kinderzimmer und an das Bett der Knaben. Weiter tappend fühlte er die Kronen. „Teufel,“ sagte er, „da hätte ich was Rechtes angerichtet, hätte beinahe meine eigenen Kinder abgeschlachtet, anstatt der fremden Buben.“ — „Siehst Du wohl,“ dachte der kleine Dämmerling, der noch wachte. — Der Riese tappte sich weiter an das andere Bett, und als er da die Bubenmilken fühlte, sagte er: „Ala, jetzt bin ich an den Kerlehen! Drauf los!“ Und so sprechend schnitt er den sieben Kinderfresserinnen der Zukunft ihre sämmtlichen Rehlen ab, und beruhigt ging er in sein Bett zurück und schnarchte bald so gewaltig, daß die Wände zitterten.

„Schlaf wohl!“ sagte der Dämmerling, wie er ihn schnarchen hörte, weckte seine Brüder, tipelte ihnen leise zu, sich in aller Stille anzukleiden und ihm zu folgen. Sie schlüpfen die Treppe hinab, in den Hof, der Dämmerling immer voraus, sprangen über die Mauer und fort ging's in den Wald hinein, auf's Gerathwohl. Ueberall besser, selbst im wildesten Wald, als bei bösen Menschen.

Als der Riese spät am Morgen erwachte, sagte er schmunzelnd zu seiner Gattin: „Geh' mal 'nans und puß mir die sieben Buben recht schön heraus.“ Sie that wie er sagte; aber als sie in die Stube trat und die sieben Mädchen mit abgeschnittenen Rehlen daliegen sah, rief sie einen gewaltigen Schreckens- und Schmerzensschrei aus und fiel in Ohnmacht. Auf den Schrei und Fall eilte der Riese herbei, sah die Verletzung und staute heidenmüßig. „Meine Siebenweissenstiesel! Meine Siebenweissenstiesel!“ schrie er, und schrie es noch immer, als er sie schon in der Hand hatte und auf die Weine zog. „Die Spitzbuben sollen mir nicht entgehen und den Streich bißen!“ —

Die Siebenmeilenstiefel waren eine der schönsten Erfindungen der alten Zeit, nur befanden sie sich leider — wie das meist bei den besten Erfindungen der Fall ist — nicht immer in den besten Händen. Wer sie an den Füßen hatte, legte mit jedem Schritt sieben Meilen zurück, also mit zehn Schritten nicht weniger als siebenzig Meilen. Da ist die Eisenbahn nichts dagegen, obwohl wir uns so viel darauf einbilden. Mit diesen Siebenmeilenstiefeln klag der Riese über Berg und Thal, hin und her, die Kreuz die Quer, immer nach den Knaben suchend. Diese waren schon in der Nähe ihrer Heimat, als sie den fürchterlichen Mann daherschießen sahen, über hohe Berge und breite Ströme und unendliche Wälder dahinschreitend, als wäre es Nichts. Ach, da wurde ihnen ganz weh zu Muthe. Sie befanden sich gerade an einem Felsen mit einer Höhle. Da schob sie Dämmerling alle hinein und sich auch, nur daß er das kleine Köpfchen herausstreckte, um zu beobachten, was der Schreckliche anfangen oder ob er sich aus der Gegend verzichen werde. Der Riese, der in seiner Wuth arg hin und her gelaufen war, fühlte sich etwas müde, legte sich auf den Felsen, ent schlief und schnarchte bald so fürchterlich wie in der letzten Nacht. Dämmerling, der dieses Geschnarch schon kannte, sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt ist nichts zu fürchten; macht euch auf die Strümpfe, lauft nach Hause, grüßet mir Vater und Mutter und seid meinthewegen nicht besorgt. Ich werde mit so einem Kerlchen wie der Riese schon fertig. Selbst ist der Mann!“ Die Buben liefen was sie konnten und waren bald zu Hause. Dämmerling aber zog dem Riesen sachte, sachte die Siebenmeilenstiefel von den Füßen und zog sie selber an. Sie sahen ihn wie angegossen, denn sie hatten die Eigenschaft, sich nach Bedürfniß auszudehnen oder zusammenzuziehen und paßten auf den Fuß jedes jeweiligen Besitzers.

„Se,“ sagte der Dämmerling, „die hätten wir denn. Jetzt wollen wir sehen, wie weit wir es mit Siebenmeilenstiefeln bringen. Ein Fesl, wer an der Krippe steht und nicht frisst, wer die Mittel zum Glück hat und nicht sein Glück macht.“

So sprechend war er bereits auf dem Wege zu dem Hause des Riesen und er hatte noch nicht ausgesprochen, so stand er schon vor dessen Thür. „Euer Mann, gute Frau,“ sagte er, „ist mehreren noch stärkeren Riesen in die Hände gefallen, die ihn den Hals abschneiden wollen, wenn er nicht seine ganze Baarschaft ausliefert. Zu Augenblick der Gefahr sah er mich vorbeikommen und als alten Bekannten hat er mich, die Bestellung an Euch auszurichten. Und weil es Eile hat, und zugleich, um mich bei Euch zu beglaubigen, gab er mir die Siebenmeilenstiefel, die Ihr da an meinen Füßen seht und die mir prächtig sitzen, jaget selbst, wie angegossen. Also nicht lange gefadelt und heraus mit allen Baaren.“

Die gute Frau besann sich nicht lange und gab Alles her, und mit den Schätzen beladen eilte der Dämmerling heim zu Vater, Mutter und Brüdern, und das war wieder einmal eine Freude des Wiedersehens, daß es nicht zu sagen ist.

Mit den Schätzen des Niesen konnten nun die armen Leute trotz aller Hungersnoth herrlich und in Frieden leben, wie der Papst, und das thaten sie auch gewissenhaft, und luden alle armen Leute und Nachbarn dazu ein. Aber Dämmerling sagte: „Ich bin keine Schnecke, die immer das Haus auf dem Buckel hat, und wenn man Siebenmeilenstiefel hat, muß man seinen Weg machen. Das ist nur recht und billig. Ich gehe zum König und werde Kourrier!“

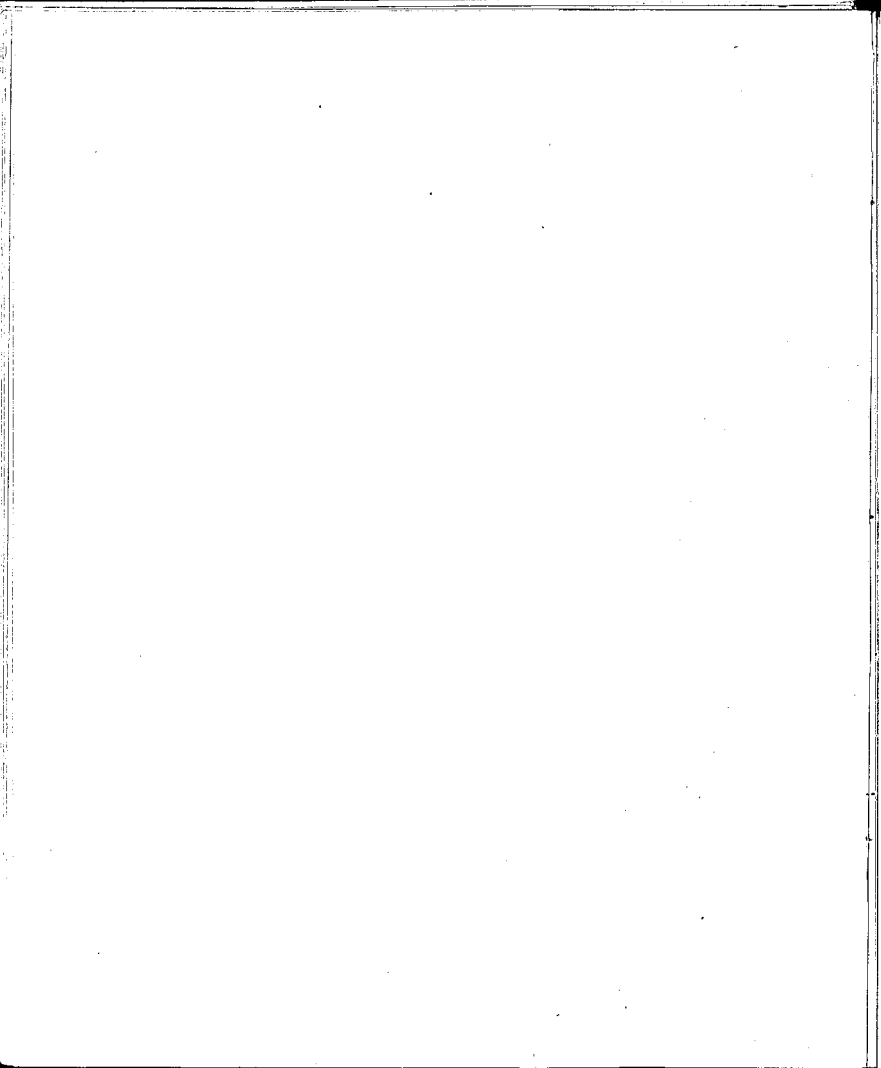
Der König war über die Mäßen froh einen solchen Kourrier zu haben, der ihm täglich einige Mal Nachricht von seiner Armee, die fern im Felde stand, bringen konnte, denn schon damals waren die Leute so dumm, Kriege zu führen. Es war für den König sehr bequem, seine Soldaten von seiner Stube aus kommandiren zu können, vor den Augen sicher, nichts von Regen und Kälte und Ermüdung zu leiden und doch ein großer Feldherr zu sein. Dafür war er dem Dämmerling sehr dankbar und bezahlte ihm jeden Weg auf's Beste. Als endlich der Friede geschlossen und der König vor die Stadt geritten war, um einen feierlichen Einzug in die Stadt zurück zu halten, ernannte er den Dämmerling zum Gesandten an sämmtlichen auswärtigen Höfen und für jeden einzelnen Posten wurde er besonders bezahlt, und in jeder Residenz hatte er einen eigenen Palast mit zahlreicher Dienerschaft. Wenn er, wie das bei Gesandten meist vorkommt, Wochen und Monate lang nichts zu thun hatte, ging er auf's Land zu seinen Eltern und Brüdern und dann erzählten die Zeitungen aller Residenzen aller Länder: St. Excellenz der Dämmerling haben sich zum Besuche bei seinen hohen Verwandten begeben, um einige Wochen von Ihren anstrengenden Arbeiten auszurufen.

So war der kleine Dämmerling ein großer Herr geworden und in seinem Wappen standen in goldenen gothischen Lettern die Worte:

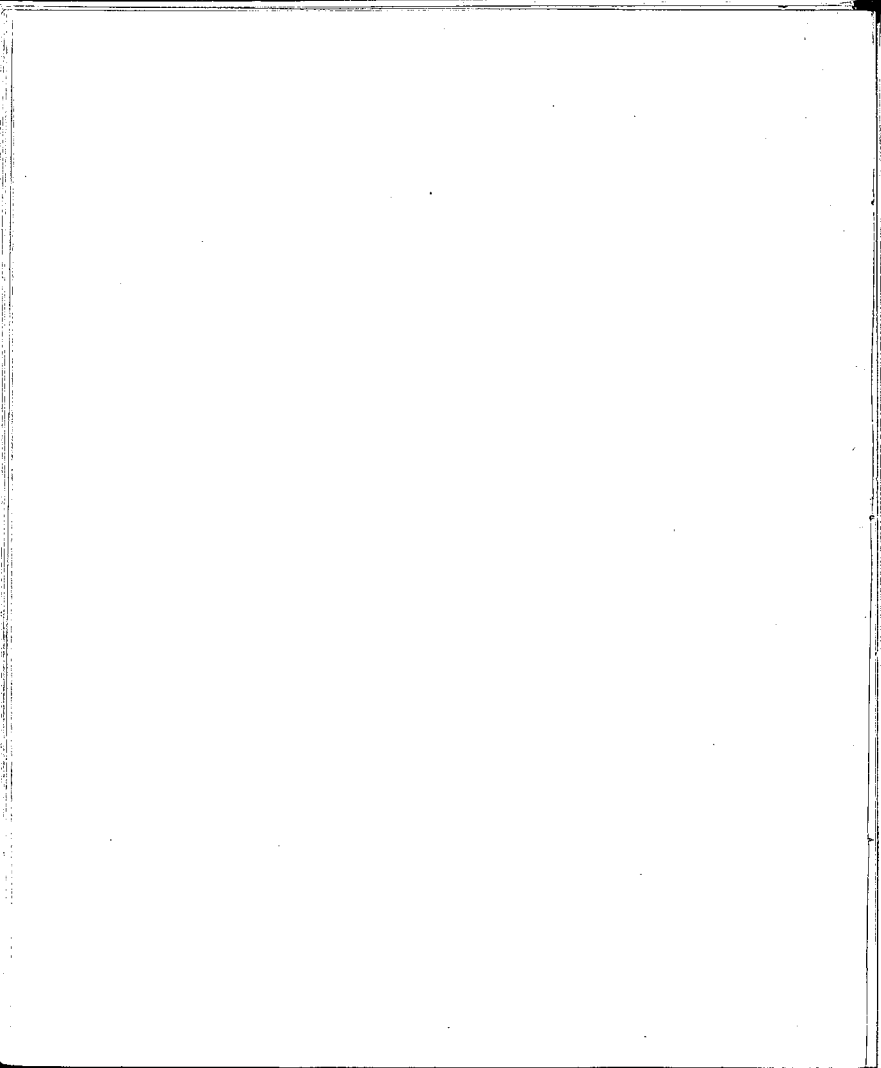
Selbst ist der Mann!





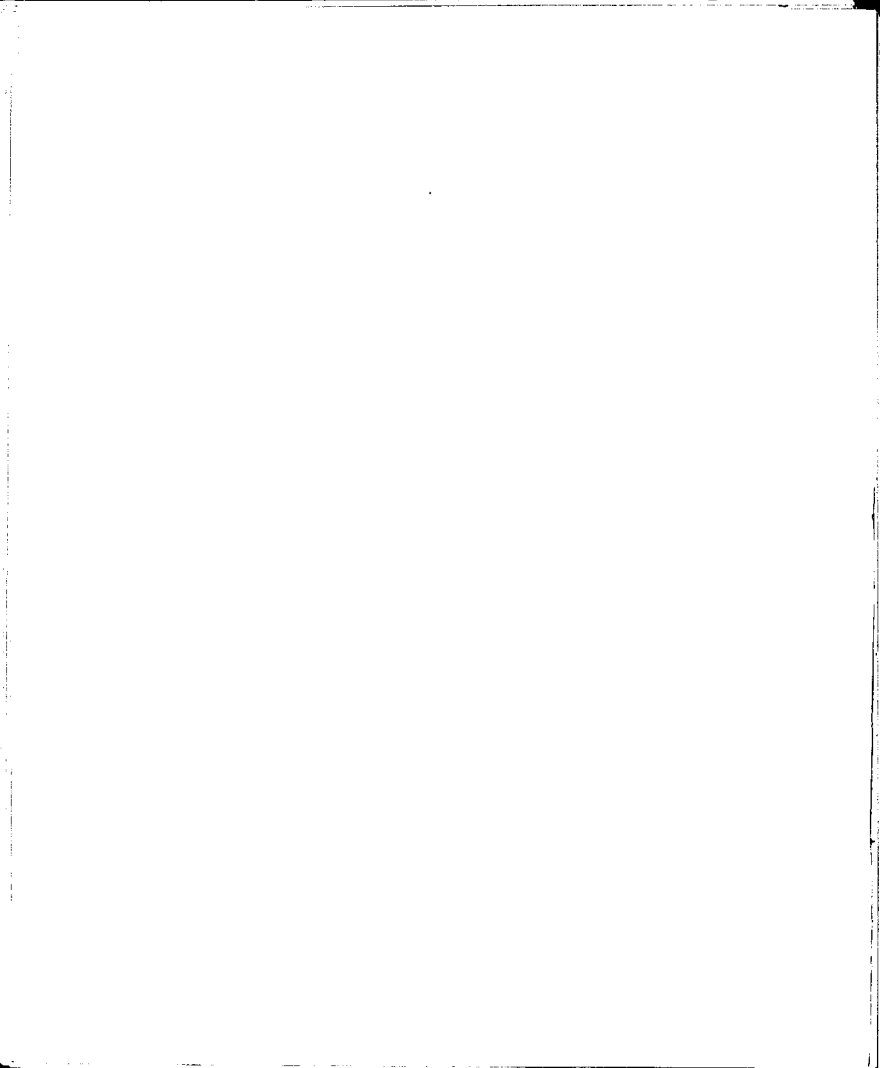














## Das Dornröschen.

Die Natur kümmert sich manchmal wenig darum, ob einer König ist oder nicht. Ein König hat Zahnschmerzen, Kragenjammer, Zipperlein und alle großen und kleinen Leiden wie wir, und wenn die Stunde kommt, muß er gerade so in's Gras beißen, wie wir ganz gemeine Sterblichen. Bei solchen Gelegenheiten erfährt man, daß die allerhöchsten Herrschaften aus demselben Holze geschnitten sind wie wir und was es eigentlich mit dem Gottesgnadenthum auf sich hat. Die Meisten wissen es zwar, aber Wenige sagen es; die Einen schweigen aus Feigheit, die Andern aus Eigennutz; und so wird's noch lange sein und war es schon in alten Zeiten.

In alten Zeiten, in sehr alten Zeiten — denn das Dornröschen, von dem wir erzählen wollen, ist eigentlich gar keine andere Person, als die uralte Brunnhilde, und der Prinz, der sie erlöst, kein anderer, als der gehörnte

Siegfried — also in sehr alten Zeiten war ein König und eine Königin, die konnten Alles haben, nur keine Kinder. Sie thaten, was man in solchen Fällen zu thun pflegt, besuchten Bäder, befragten Aerzte und alte Weiber, thaten Gelübde, und setzten es endlich durch. Die Königin

gebar eine Prinzessin. Man richtete eine große Tausche her, und lud dazu sämmtliche sieben Feen des Landes. Das war nämlich in jener Zeit ein sehr bequemer Brauch, daß man die Feen zur Tausche der Mädchen einlud, und daß dann die Feen dem jungen Fräulein alle möglichen guten Eigenschaften als Rathengeschenke beisehrten. Heutzutage muß sich so ein junges Fräulein bis in's achtzehnte Lebensjahr in allen höheren Töchtereschulen und Pensionen herumplagen, kostet ein schüßes Geld, um dann, wenn die Erziehung, wie man sagt, „vollendet“ ist, erst recht nicht eine einzige der guten Eigenschaften zu besitzen, die damals schon dem Tausling fix und fertig in die Wiege gelegt worden, wie z. B. Wissen, Bildung, Kunsth, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, Unschuld.

Nach der Tausche legab man sich in den Saal zu einem großen Festessen. Jeder der sieben Feen legte man ein herrliches, goldenes, mit Diamanten und Rubinen besetztes Besteck, Messer, Gabel und Böffel in einem prächtigen Futteral. Als schon Alles am Tische saß, trat plötzlich noch eine alte Fee ein, die nicht eingeladen war und die man vergessen hatte, weil man seit mehr als hundert Jahren nichts von ihr wußte und sie für todt oder verschollen hielt. Man bat sie, Platz zu nehmen, aber betreffs des goldenen Bestecks war der König in großer Verlegenheit, denn schon damals hatten die Könige nicht immer so viel Gold, als sie brauchten. Man legte ihr also ein gewöhnliches Besteck und entschuldigte sich. Die alte Fee aber fühlte sich beleidigt, murmelte etwas zwischen den falschen Zähnen und machte ein böses Gesicht. Eine der jüngeren bemerkte das und besorgte, daß die Alte der Prinzessin irgend etwas Böses erfinden und anwünschen könnte, versteckte sie sich hinter einen Vorhang, um im entscheidenden Moment hervorzutreten, und den bösen Zauber so viel als möglich zu entkräften. Gleich nach Tische gingen die Feen, die wußten, wozu sie geladen waren, an ihr Geschäft und fingen an die Prinzessin zu beschenken, und zwar mit allen jenen Eigenschaften, die eine Mutter vor Allem ihrem Töchterlein anwünscht, damit es so bald als möglich den Leuten in die Augen falle und eine gute Partie mache. Die erste Fee sagte: werde die schönste Person der Welt; die Zweite: sei so geistreich als möglich, ohne unaussprechlich zu werden; die Dritte: was du thust und wie du's thust, soll Mode werden; die Vierte: alle neuen Tänze sollst du gleich so vorzüglich tanzen, als hättest du nie etwas anderes gelernt, und niemals sollst du sitzen bleiben; die Fünfte: singe wie die Nachtigall; die Sechste: spiele ausgezeichnet Klavier, zweihändig, vierhändig, sechshändig, achthändig, selbst einhändig, mit und ohne Begleitung, und immer die modernste Musik, ja selbst, wenn sich Liebhaber finden, klassische. — Jetzt war die Reihe an der alten Fee, und ganz ärgerlich darüber, daß es ein so junges und perfectes Finanzministerium

geben sollte, rief sie: die Prinzessin soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen. Diese schreckliche Weissagung erfüllte die ganze Gesellschaft mit Entsetzen und Alles fing zu weinen und zu jammern an.

„Nur ruhig, nur ruhig!“ rief die junge Fee, die plötzlich hinter dem Vorhang hervortrat, „beruhigt Euch, Herr König und Ihr Frau Königin; ich habe auch noch etwas zu sagen, denn es ist nicht meine Art, der Allen das letzte Wort zu lassen. Zwar kann man das Uebel, das alte Weiber mit bösen Worten anrichten, nicht immer ungeschehen machen, aber lindern und mindern kann es manchmal eine gute Fee. Und so soll die Königstochter nicht sterben an dem Spindelstich, sondern nur in einen tiefen, hundert Jahre dauernden Schlaf versinken. Nach diesen hundert Jahren wird sie ein wunderschöner Königssohn erlösen und aus dem Schläfe wecken.“

Der König, wie nun einmal Könige sind, glaubte mit Verböten und Drohungen Alles durchsetzen zu können, und um das Unglück zu verhüten, erließ er ein Edikt, welches alles Spinnen und jede Handtlerung mit Spindeln im ganzen Reiche auf's Strengste untersagte, und Verbrennung und Verbrennung sämmtlicher Spindeln anordnete. Und wie das Edikt publizirt war, versieh sich der König auf seine Beamten und war ganz ruhig. Und als die Prinzessin fünfzehn Jahre alt war, machte der König mit seiner Königin eine Reise, und die Prinzessin, die nun von ihrer Dienerschaft weniger bewacht wurde, benützte ihre Freiheit, um sich im Schlosse näher umzusehen. Sie klettern Trepp auf, Trepp ab, durch Stuben und Kammern und kam zuletzt an einen alten Thurm. Sie stieg die Wendeltreppe hinauf und gelangte hoch oben in ein kleines Gemach. Da saß eine gute, alte Frau und spann eusig ihren Faden.

„Gute, alte Frau,“ fragte die Prinzessin verwundert, „was machst Du da?“

„Ich spinne meinen Faden!“

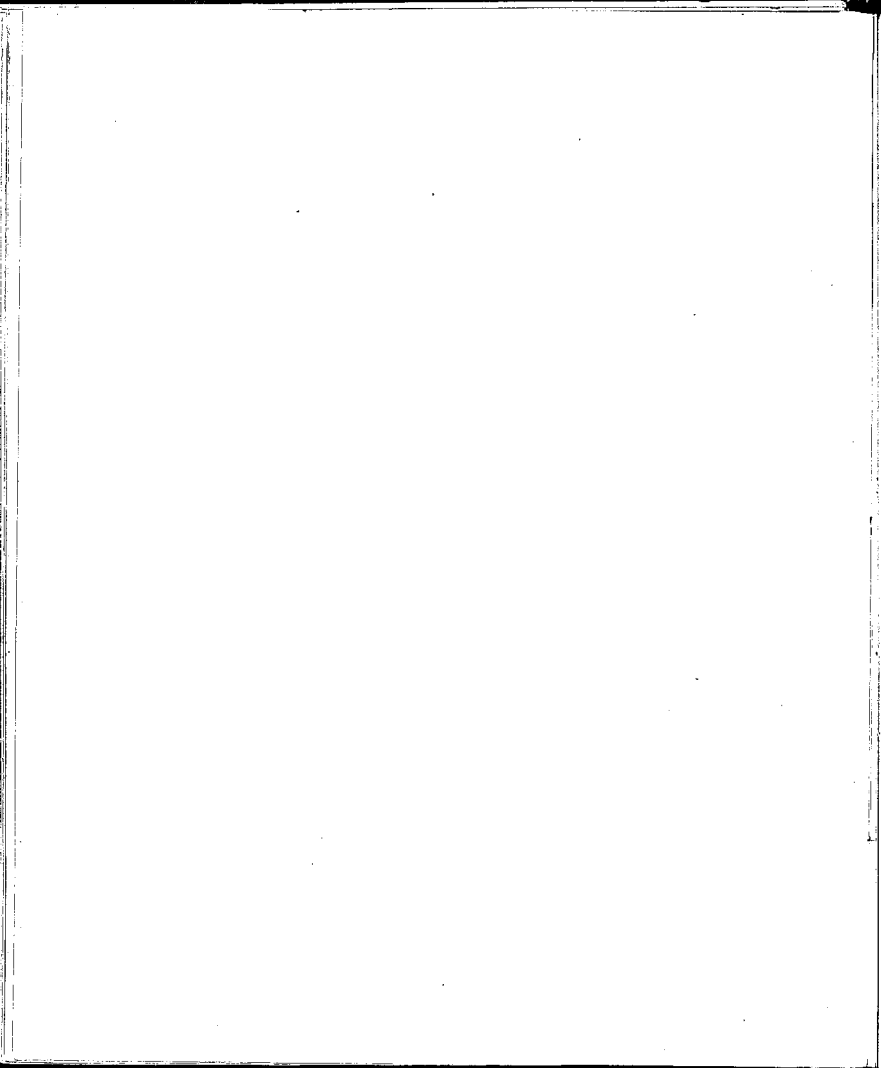
„Und was ist das für ein Ding, das da so lustig tanzt und springt und sich dreht wie im Tanze?“ fragte die Prinzessin und griff nach der Spindel. Kaum aber hatte sie die Spindel berührt, so stach sie sich, fiel hin und sank in tiefen, tiefen Schlaf.

Und in denselben Augenblicke schlief mit ihr Alles ein, was im Schlosse war, die Kammerherren, die Hofdamen, die Köpse, die Jagdhunde, die Leibkochen, die Kammermädchen, die Hofmusizi, die Pferde im Stalle, die Schwalbe im Neste, die Nachtigall im Busche, die Taube auf dem Dache, die Vögel, die Thürsteher, die Hundeknechte, die Knechte, die Köche und Küchenjungen, die Backstiegeherren, das Feuer auf dem Herde, das Wasser am Röhrenbrunnen und im Springbrunnen, selbst Blumen, Büsche und Bäume und selbst der Wind, der eben über das Schloß wehte, Alles

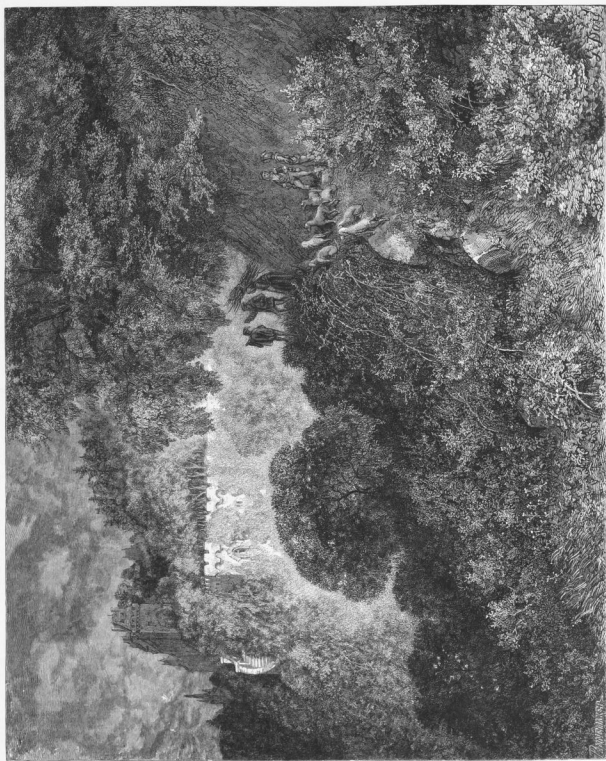
in der Stellung und Lage, die es eben hatte, als die Prinzessin in Schlaf sank. Rings um das Schloß aber begann es zu sprossen, zu wachsen und zu treiben, und bald war es von einer dichten, undurchdringlichen Dornhecke umgeben, und nun die Dornhecke wieder wuchs ein gewaltiger, so hoher Wald, daß kaum die Thurnspitzen des Schloffes, und diese auch nur aus weiter Ferne, sichtbar blieben; und Bäume, Sträucher, Dornhecken und Schlingpflanzen aller Art woben und schlangen sich so ineinander, daß in das Schloß gar nicht zu gelangen war und daß man es im Lande nach und nach ganz vergaß. Nur die Sage erzählte noch, daß hinter der Hecke ein wunderschönes Schloß stehe, und daß in dem Schlosse eine wunderschöne Prinzessin schlafe, und diese Prinzessin nannte man nach der Dornhecke, die ihren Schlaf beherrschte, das Dornröschen. Die Sage von dem wunderschönen Schloß und der wunderschönen Königstochter lockte viele tapfere Königsöhne herbei, welche den besten Willen hatten, Dornröschen zu erlösen und in das Schloß zu bringen. Aber sie blieben in der Dornhecke hängen, zappelten sich vergebens ab und starben eines jämmerlichen Todes. Der Weg zum Glücke ist immer ein dorniger und voll von Hindernissen, und noch dorniger und reicher an Hindernissen ist der Weg zur Schönheit, welche erlöst werden, die Augen aufschlagen und die Welt mit ihrem Lächeln und Blick erheitern soll. Jeder hat Lust zu einer solchen Erlösung, aber Wenige haben die Kraft, und am Ende nißt alle Kraft nichts, wenn nicht die rechte Stunde gekommen, und zur rechten Stunde der rechte Mann. Den rechten Mann, der zur rechten Stunde kommt, nennt man dann ein Genie und er braucht keinen andern Titel. In Märchen heißt man ihn gewöhnlich den Königssohn, um damit anzudeuten, daß er es eigentlich ist, der die Welt beherrscht oder sie wenigstens zu beherrschen verdient.

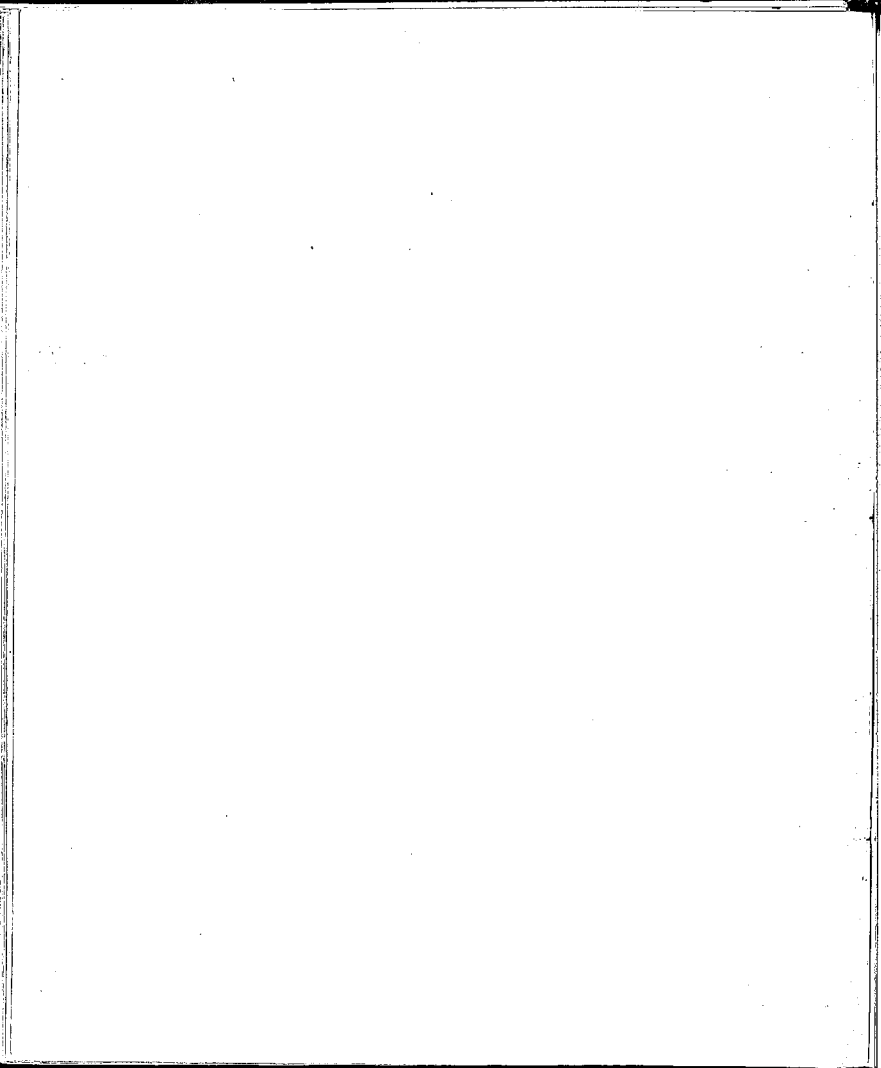
Und ein Königssohn dieser Sorte war es wohl auch, der gerade hundert Jahre, nachdem Dornröschen eingeschlafen war, in die Gegend kam, angeblich der Jagd wegen, in der That aber, weil er gehört hatte, daß hier eine große Schönheit zu erlösen und ein herrliches Reich voll Schönheit zu gewinnen sei. Der Wald sah erschrecklich aus und noch erschrecklicher war, was man ihn erzählte: von den unglüklichen Königsöhnen, die in den Dornhecken wie in Schlingen hängen geklickten und sich zu Tode gezappelt; von den bösen Geistern, die in dem Schlosse umgehen und jeden Eindringling zerreißen sollten; von einem bösen Riesen, der es bewohnte und Kinder und Erwachsene fresse. Aber all' das konnte den tapfern Königssohn, der sich für berauscht und anderwärts hielt und eine unendliche Sehnsucht nach dem Dornröschen empfand, nicht abhalten. Lieber sterben, dachte er, als sein Ideal nicht erreichen. Er that, was in solchen Fällen am Zweckmäßigsten ist; er ging darauf los. Und siehe da, die fürchterlichen Herren, die alten Wännen, das

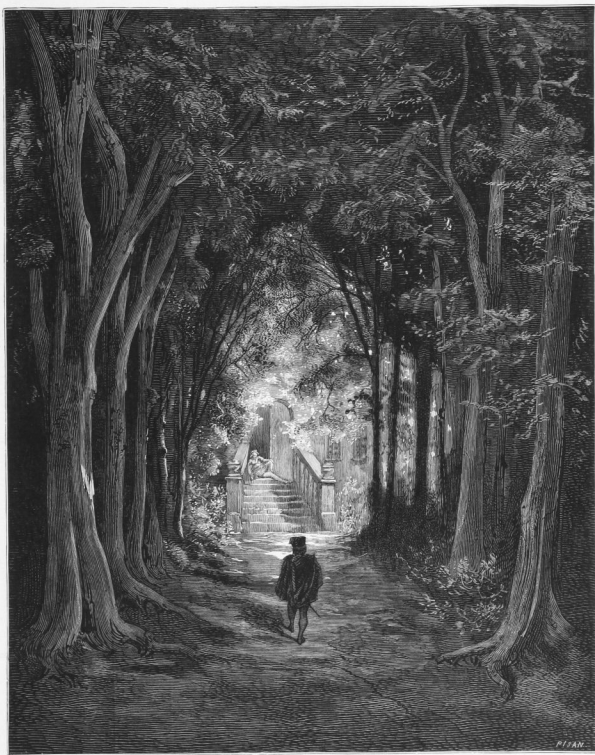


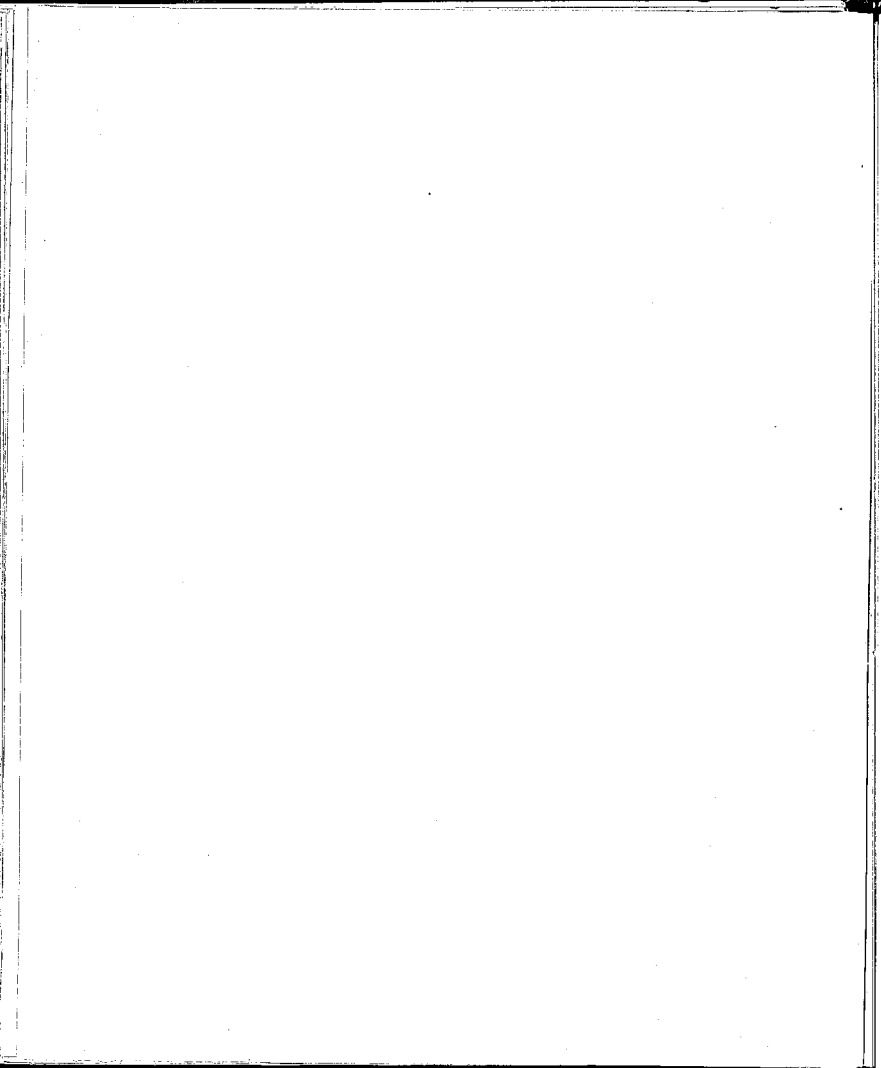


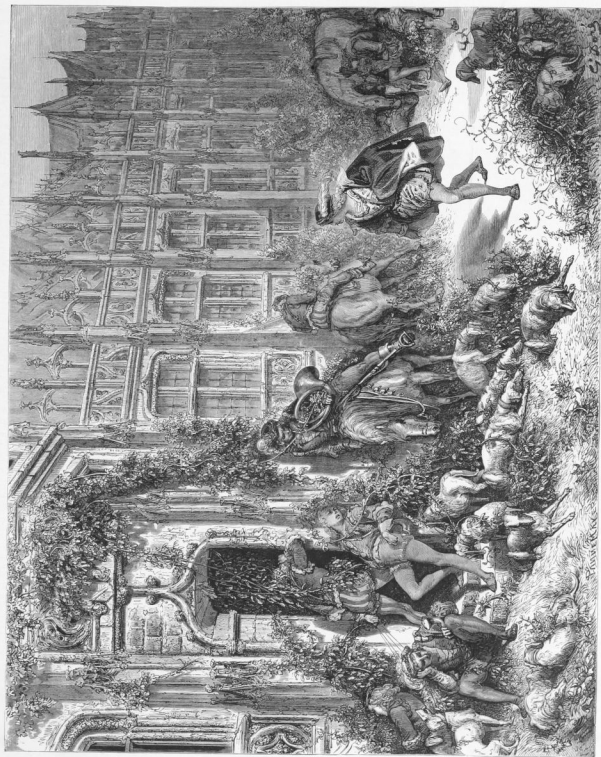


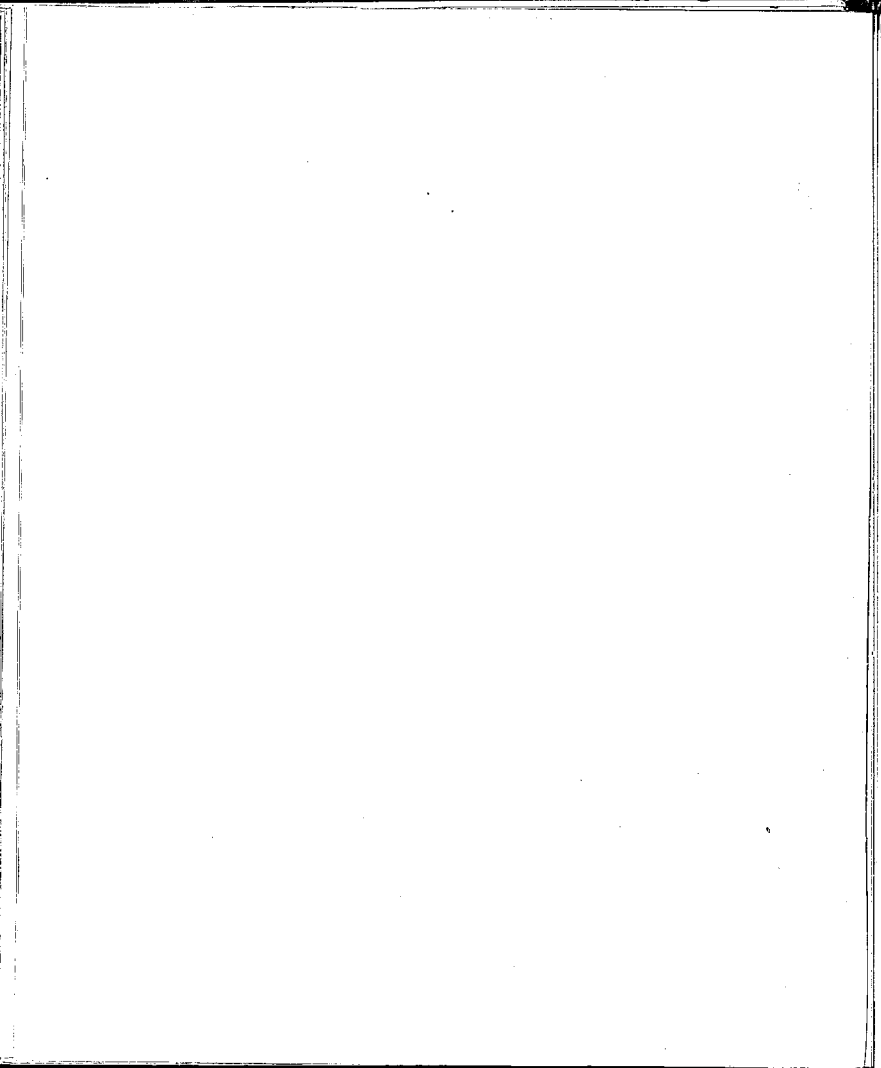












Gestrüpp, die dornigen Wände, Alles öffnete sich vor ihm wie weite Flügelthüren, die dienstfertige Bediente vor ihm aufgestoßen hätten. Auffallend war, daß die Hecken und Gesträuche sich gleich hinter ihm schlossen und nur ihn, ihn allein, durchließen, während sie vor den Nasen seiner Reute, die ihm folgten, wieder zusammenstüßten, als ob sie sagen wollten: da könnte Jeder kommen! Dem ermunthigt schritt er weiter, wohl fühlend, daß er vor den Andern etwas voraus hatte, und daß ihn eine geheimnißvolle Macht begünstigte.

Endlich kam er an ein prächtiges Thor und durch das Thor in einen Hof, dann in einen zweiten Hof, dann an eine große Treppe. Die stieg er hinauf und gelangte in einen Vorfaal, dann in einen Prachtsaal, dann in einen zweiten, dritten, vierten Saal, einer immer schöner als der andere. Ueberall auf seinem Wege, vom Thore angefangen, standen, saßen, lagen, oder befanden sich in den verschiedensten Stellungen des Gehens, Laufens und allerlei Handelns, wie Gefroren, Thürpfeiler, Masken, Bediente, Hofsleute jeglicher Art, zu Fuß, auch zu Roß, Alles schlafend. Der Königssohn kümmerte sich nicht um die Menge, eben so wenig ließ er sich durch die unheimliche Stille, die rings um ihn herrschte, aufsehen, obwohl Manches gar kurios und schön anzusehen gewesen wäre: wie der Page so schön an die Thürpfeiler lehnte, oder wie der Ephen sich um das Waldhorn des Jägerburschen geschlungen hatte, wie der Springbrunnen, als wäre er aus Kryskall, steif und fest in der Luft stand und andere dergleichen Wunder. Ihn trieb es weiter und aus den Sälen kam er in die Gemächer, in eine lange Reihe von Gemächern, alle mit Gold, Seide, Fündel, Schnitzwerk, Bildern und allen schönen Dingen geschmückt — etwas altmodisch, aber recht malerisch und höchst interessant. Er hätte, mit einiger Geduld, in diesen Gemächern allerlei lernen können — aber er hatte etwas Besseres zu thun, als altes Zeug zu studiren; er wollte die Schönheit sehen mit Augen. So wanderte er weiter, bis er in eine vergoldete Schlafkammer trat, und da bot sich ihm ein Schauspiel dar, wie er dergleichen nie gesehen. In einem Bett, dessen Vorhänge ganz zurückgezogen waren, lag Dornröschen, frisch und gesund und schön wie Milch und Rosen. Es ging irdenklich ein Glanz von ihr aus, der das ganze Zimmer mit Licht erfüllte. Ihr Busen hob sich leicht, wie in leisem Schummer; ihre Rippen lächelten und bewegten sich, als wollte sie etwas recht Angenehmes sagen. Der Königssohn stand wie verzaubert und wagte nicht, was beginnen. Endlich benahm er sich, wie ein rechter junger Mann sich in solcher Verlegenheit immer zu benehmen pflegt und benehmen soll: er beugte sich zu ihr herab und drückte auf ihre Lippen einen herzhaften Kuß. Dornröschen war erlöst. Sie that, als wüßte sie gar nicht, auf welche Weise sie erlöst worden, blinzelte eine Sekunde lang und schlug dann definitiv die Augen

auf, die schönen, großen, blauen Augen. Dann sagte sie, indem sie die Hand vor den ein klein wenig gähnen den Mund hielt: „Sind Sie es, mein Prinz? Sie haben recht lange auf sich warten lassen, mein Prinz?“ Man konnte nicht angenehmer ausgekauft werden und in der That war der Prinz ganz entzückt von dem Vorwurf, von dem vornehmen Mädchen, von ihrer schönen Hand, von ihren Augen, kurz von Allem, was er sah, hörte, fühlte. Und er überlegte es sich nicht lange, sank vor ihr auf's Knie und machte ihr eine Liebeserklärung, die um so schöner war, je ungeordneter, verwirrt er zum Vorschein kam. Wollte man dergleichen aufschreiben, es würde manchmal gar dumm zu lesen sein, aber in gewissen Lagen des Lebens ist das Dümme das Geheimeste, — und wann das der Fall ist? das wissen die Mädchen am Besten und hat sonst Niemand ein Recht, darüber zu urtheilen.

Mittlerweile war, als Dornröschen die Augen aufgeschlagen, auch das ganze Schloß und Alles, was mit ihr eingeschlafen war, wieder erwacht, wie es sich für eine gute Dienerschaft ziemt. Jedermann ging an sein Amt und an seine Pflicht. Da aber die Herzen der Hofleute, wenn sie überhaupt etwas der Art, was den Namen verdient, befaßen, nicht so beschäftigt waren, wie das Herz ihrer Herrschaft, machten sich ihre Mägen, die hundert volle Teller gefastet hatten, desto empfindlicher geltend. Sie bellten förmlich vor Hunger und die erste Hof- und Anstands dame war so hungrig, wie der letzte Schweizer und Hundejunge, und sie stürzte in's Gemach der Liebenden und verkündete, daß die Suppe aufgetragen sei. Der Königssohn half Dornröschen, deren Glieder noch immer etwas eingeschlafen waren, aus dem Bette. Sie war nämlich ganz angekleidet, wobei er bemerkte, daß ihre Toilette die größte Neugierde hatte mit der seiner seligen Großmutter; aber er hütete sich, darüber ein Wortchen zu verlieren, wohl wissend, wie leicht eine solche Bemerkung über veraltete Moden selbst vom geistreichsten Frauenzimmer übel vernommen wird. Er ging sogar so weit, ihre veraltete Tracht von anno dazumal auf seine Weise zu loben, was ihm in ihren Augen gewiß nicht schadete, obwohl sie that, als läge ihr an solchen Kleinigkeiten, wie Kleider und Fuß, nicht das Allermindeste.

Sierlich ihre Hand fassend, führte er sie in einen großen Spiegelsaal, wo bereits die ganze Hofgesellschaft versammelt und ein gutes Nachtessen aufgetragen war. Weizen und Weizen spielten schöne alte Weisen auf, die Dornröschen wohl kannte, dem Prinzen aber wie eine Musik aus einer andern Welt erklangen. Nach Tisch wurde der Hofsaff geholt und in der Hofsapelle das junge Paar zusammengeführt, dann in einem Schlafgemach, das einige alte Hofdamen mit besonderem Eifer rasch und zweckmäßig hergerichtet hatten: wobei diese Alten so heiter waren, als ob sie selbst



Hochzeit machen sollten. So ist nämlich alten Brautjungfern bei einer Hochzeit immer zu Muthe; darum gehen sie auch gerne zu Hochzeiten und sind sie bei solchen Gelegenheiten schier heiterer und aufgewandter, als das Brautpaar selbst. Dornröschen schloß während der ganzen Hochzeitsnacht kein Auge, da sie diese letzten hundert Jahre genug geschlafen hatte, und so wachte auch der Königssohn neben ihr bis zum Morgen. Ziemlich früh brach er auf, um in die Stadt zurückzukehren, da sein Vater, der alte König, nicht wußte, was aus ihm geworden war. Er erzählte dem Alten die alte Geschichte, daß er sich auf der Jagd im Walde verirrt, in der bekannten Hütte des bekannten Kählers übernachtet, und daselbst das bekannte Schwarzbrod mit Käse gegessen habe. Trotzdem glaubte ihm der Vater, denn er gehörte zu jener Art von Leuten, die Alles glauben. Der Mutter aber war es nicht so leicht mit so alten Kählergeschichten etwas weis zu machen, und da der Königssohn immer wieder in den Wald ging, und oft mehrere Nächte ausblieb, sagte sie sich, daß man Solches nicht wegen Schwarzbrod und Käse zu thun pflege, und daß dahinter etwas ganz Anderes stecken müsse; etwa vielleicht gar eine Liebshaft — was man so nennt, ein geheimes Verhältniß. Denn so ging es nun schon seit nicht weniger als zwei Jahren und Dornröschen gebar zwei Kinder, deren ältestes ein Mädchen, Namens Morgenröthe, das jüngere, ein Knabe, der helle Tag hieß, weil er noch schöner war, als sein Schwesterchen. Die Königin redete ihm oft zu, sprach von einem soliden Leben, von auskömmlicher Versorgung; daß man endlich an einen „Zweck“ denken und das Leben ernst nehmen müsse, und was solcher Neben mehr sind, um sein Vertrauen zu gewinnen und ihm das Geheimniß abzuloden. Aber er hütete sich wohl, sie in sein Geheimniß einzutweihen, denn bei allem schulbigen Respekt hatte er doch Angst vor ihr, da sie aus einer Ogerdynastie stammte und war sich bei Jose in die Ohren raunte, daß sie selbst ogerische, kinderfressende Neigungen habe, daß ihr beim Anblick kleiner Kinder das Wasser im Munde zusammenlaufe, und daß sie sich nur mit Mähe zurückhalte, um sich nicht ungestüherweise über sie herzuwerfen und sie aufzureißen. Der König hatte sie nur ihrer großen Ländereien wegen geheirathet, wie es in jenen höchsten Sphären gebräuchlich ist. Staatsräson nennt man das. Also schwieg der Königssohn wohlwärtlich von Weib und Kind. Als aber, wieder nach zwei Jahren, der alte König zu sterben geruhte und er selbst den Thron bestieg, verkündete er laut seine Heirath mit Dornröschen und zog mit großem Pompe aus, um sie und die Kinder aus dem Waldschlosse abzuholen. Sie hielt einen prächtvollen Einzug in die Hauptstadt: Glockengeläute, Kanonendonner, Blumen, Triumphbogen, weißgetheilte Jungfrauen, viele Soldaten, Alles war da, Alles was die aufrichtige Freude einer Haupt- und Residenzstadt vorgeschriebener Weise auszudeuten vermag. Der Oberbürgermeister nannte Dornröschen die

angeliiebte, angestammte Landesmutter, und wer nicht „Goth“ schrie, bis er heiser wurde, den steckte man in's Gefängniß.

Bald darauf mußte der König in den Krieg, und weil doch die Völker regiert werden mußten, gleichgültig durch wen, wenn der Regent, obwohl ein Dger, nur ein angestammter ist, so übergab er für die Zeit seiner Abwesenheit die Regentschaft der Königin-Mutter, indem er ihr zugleich sein Weib und seine Kinder besonders an's Herz legte. Sie versprach alles Gute; aber kaum war der König abgezogen, als sie schon Dornröschen mit ihren Kindern auf's Land schickte, in ein Landhaus, das mitten im düstern, düstern Walde lag. Dort dachte sie ihre Lust auf leichtere und unentdeckte Weise süßen zu können. Nach einigen Tagen folgte sie und eines Abends sagte sie zu ihrem Haushofmeister: „Morgen zu Mittag will ich die kleine Morgenröthe verspeisen!“

„Ach, Madame!“ schrie der Haushofmeister erschrocken.

„Ich will es! Ich genühe es!“ rief die Königin in einem Menschenfresserton, der zugleich besagte: und daß die Sauce ja recht gut sei!

Der arme Mann sah ein, daß hier nicht zu speisen war, nahm sein großes Messer und stieg hinauf in das Zimmer der kleinen Morgenröthe. Das gute Kind war eben vier Jahre alt, sprang und lachte und warf sich lachend an seinen Hals und fragte ihn, ob er Bonbons mitbringe. Er fing zu weinen an, ließ das Messer fallen und tief in den Hof und schnitt einem kleinen Schällein den Hals ab, und machte eine so gute Sauce dazu, daß die Königin versicherte, ihr Lebtage nichts Besseres gegessen zu haben. Die kleine Morgenröthe trug er in seine Wohnung in Hinterhöfe und übergab sie seiner Frau, daß sie sie gut verstecken möge.

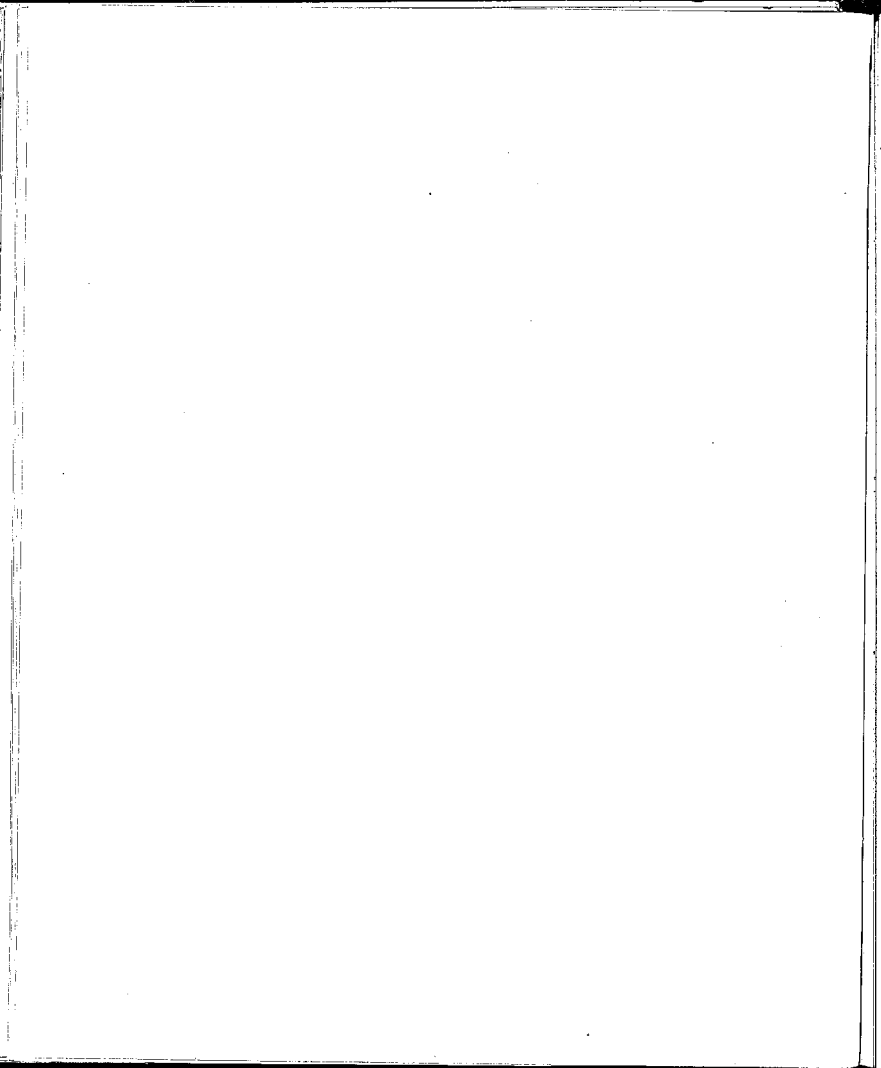
Nach acht Tagen sagte die böse Königin wieder: „Heute Abend will ich den kleinen hellen Tag verspeisen!“

Dießmal erwiderte der Haushofmeister nichts; er dachte sich nur: „Wert, Dich betrüge ich wie das erste Mal.“

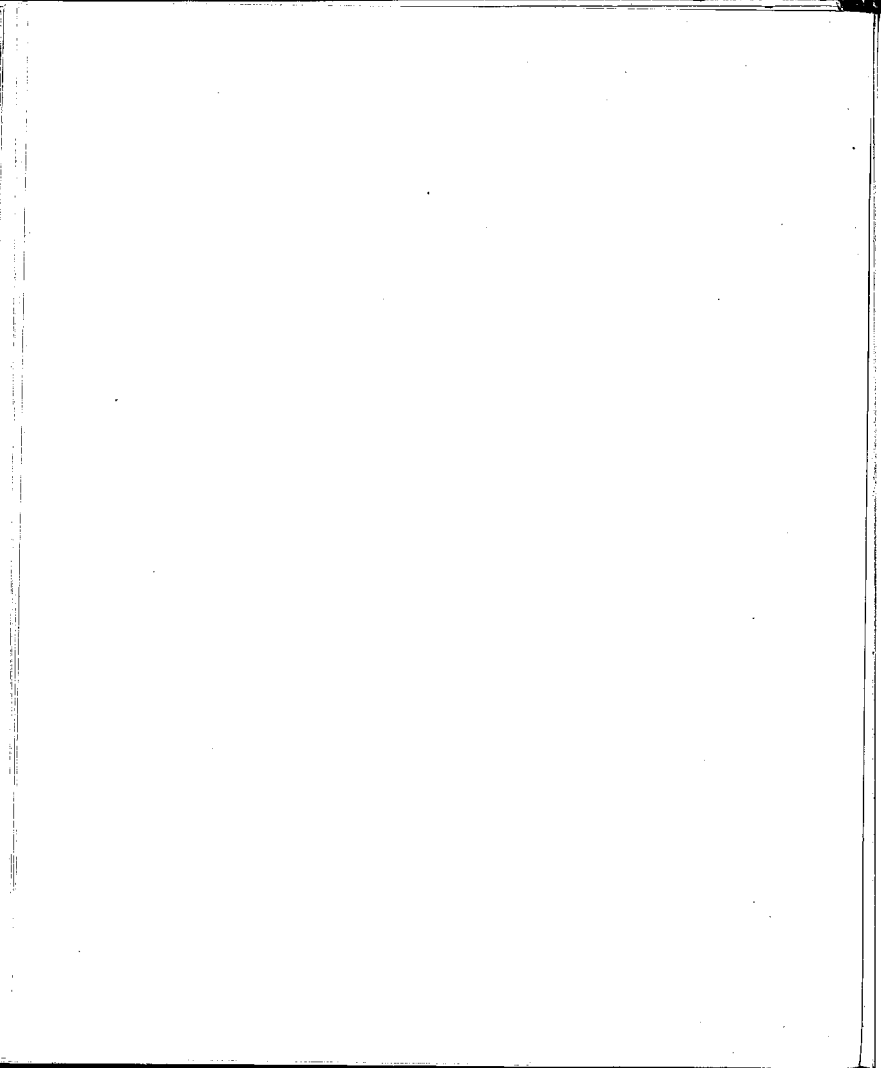
Er holte den kleinen hellen Tag, der erst drei Jahre alt war, und der eben mit einem Gewehr in der Hand Soldaten spielte und einen alten Affen einereizerte, trug ihn zu seiner Frau, die ihn mit der kleinen Morgenröthe versteckte, und setzte der Dgerin anstatt des hellen Tages ein sehr zartes, gut zubereitetes, junges Böcklein vor, das sie überaus wohlkämdeud fand.

Wie dahin ging Alles gut; aber eines Abends sagte die Königin zum Haushofmeister: Ich will die Königin selber freßen, und zwar in derselben Sauce, wie die Kinder. Jetzt war guter Rath thuer. Die hundert Jahre, die sie verschlafen hatte, nicht mitgerechnet, war Dornröschen









jezt über zwanzig Jahre alt und ganz ausgewachsen. Wo in aller Welt ein Thier hernehmen, das man an ihrer Statt der Königin versetzen könnte? Zu seiner Verzweiflung, und um sich selbst das Leben zu retten, beschloß er zu thun, wie die alte Königin befohlen, und die junge abzuschlachten. Er rebete sich in eine arge Wuth hinein und sehr wüthend und mit dem Messer in der Hand brach er in die Stube der jungen Königin und sogte ihr, ohne dabei die schuldige Ehrfurcht außer Acht zu lassen, welchen Befehl er von der Königin-Mutter erhalten. Er meinte, sie werde sich sträuben, schreien und ihn ausschlagen und ihm so die Sache erleichtern, indem sie ihn noch mehr wüthend machen würde.

Dornröschen aber sagte gelassen, sanft und traurig: „Thun Sie, was Ihres Amtes ist.“ — und dabei streckte sie ihr schönes, weißes Hälschen hin — „vollstrecken Sie die erhaltenen Befehle; ich selge gern meinen armen Kindern, die ich so sehr geliebt habe.“

Sie glaubte nämlich, die Kinder seien todt, seit man sie ihr entführt hatte.

„Nein! Nein!“ rief der arme Haushofmeister außer sich vor Rührung, „nein, Majestät sollen nicht sterben, und Ihre Kinder sollen Sie auch wieder haben, denn ich habe sie versteckt, und die Alte soll statt Ihrer ein Reich zu freissen bekommen!“

Sofort brachte er sie zu ihren Kindern, überließ sie ihrem Glücke und eilte, ein Reich herzuwischen, das die alte Königin mit demselben Appetit verspicte, als ob es das appetitliche Dornröschen selbst gewesen wäre. Nun alle ihre Gelüste gestillt, und keine Morgenröthe, kein heller Tag, kein Dornröschen mehr zu haben waren, fühlte sie sich befriedigt, und ohne Furcht vor dem König, dem sie weis machen wollte, die hungrigen Wölfe hätten sein Weib und seine Kinder gefressen.

Eines Abends, da sie wie gewöhnlich im Hofe herumspazurierte nach frischem Fleische, hörte sie mit einem Male aus einem unterirdischen Gemache die Stimme des kleinen hellen Tages, der da weinte, weil ihm die Mutter für eine Unart die Ruthe geben wollte, und die Stimme der kleinen Morgenröthe, die für ihr Brüderchen um Verzeihung bat. Die Ogerin erkannte die Stimmen der Königin und ihrer Kinder, und wüthend, auf diese Weise hinter's Licht geführt und in ihren höchsten Feinden beeinträchtigt worden zu sein, schwur sie, sich auf's Furchtbarste zu rächen. Und schon am nächsten Morgen befahl sie, daß man eine große Tonne in den Hof bringe und sie mit Kröten, Vipern, Nattern und Schlangen aller Art anfülle, und die junge Königin und ihre Kinder und den Haushofmeister und dessen Frau und Magd hineinwerfe. Sie alle wurden, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, herbeigeführt.

Und da standen sie und die Genker machten sich eben bereit, sie zu packen und in die Lunte zu werfen, als mit einem Male der König in den Hof sprang.

„Was geht hier vor?“ rief er beim Anblick dieses höchst sonderbaren Schaupiels.

Aber kein Mensch hatte den Muth, ihm die Wahrheit zu sagen, und die alte Königin, entsetzt, sich im entscheidenden Momente so geführt zu sehen, stürzte sich nun selbst in die Lunte, wo sie alsbald von den schenklischen Thieren aufgefressen wurde und ihren wohlverdienten Lohn erhielt. Der König schrieb sogleich eine sechsweisenthliche gewöhnliche und sechsweisenthliche halbe Hoftrouer für seine hochselige Mutter aus, und war sehr glücklich mit seiner schönen Frau und seinen so möglich noch schöneren Kindern.







## Aschenputtel,

oder

das gläserne Pantöffelchen.

on bösen Stiefmüttern erzähle ich nicht gerne, und ich finde, daß es die Märchen viel zu gerne und viel zu oft thun. Solche Märchen machen die Kinder glauben, daß es nur böse Stiefmütter gebe und wenn eine zweite Mutter in's Haus kommt, mag sie den besten Willen von der Welt haben, die rechte Mutter zu ersetzen, und ein Herz voll Liebe, die Kinder werden immer glauben, daß sie böse sei, nur weil sie die Stiefmutter ist. Dazu kommen noch die guten Nachbarn und die bösen Mägde, welche den Kindern in's Gesicht seufzen und sie bedauern, daß sie eine Stiefmutter haben, und ihnen sagen, um wie viel besser sie es hätten, wenn noch die rechte Mutter da wäre, daß am Ende die Kleinen gar nicht anders können und für die Fremde eine rechte Feindschaft fassen, ob sie es nun verdient oder nicht. Was sie thut und beginnt wird ihr schlecht ausgelegt, und man bedenkt nicht, daß die rechte Mutter in derselben Lage wohl genau dasselbe gethan hätte, wie die Stiefmutter. Büchzt sie das Kind, um ihm Unarten abzugewöhnen, dann heißt es: seht die Stiefmutter, wie sie das Stiefkind mißhandelt. Schon sie es aus Milde und Liebe, dann heißt es wieder, da sieht man die Gleichgiltigkeit der Stiefmutter; eine rechte Mutter würde hier die Ruthe gebrauchen. Eine Stiefmutter aber, die das fremde Kind recht erziehen will, bedarf

dazu viel mehr Güte, als die rechte Mutter, und einen großen Muth, um die Leute reden zu lassen. Manche als schlimm verführte Stiefmutter ist ein Herz voll Barmherzigkeit und eine wahre Gelbin. Aber wir sind ja für die Märchen nicht verantwortlich und so mögen wir die Geschichte vom Aschenputtel um so ruhiger nach erzählen, als wir die Stiefmutter beinahe ganz aus dem Spiele lassen können.

Es war einmal ein Edelmann, der sich zum zweiten Male verheirathete und zwar mit der stolzeſten und hochmüthigſten Frau von der Welt. Sie beachte zwei Töchter in die Ehe mit, die ganz ihrer würdig und ihr in allen Dingen ähnlich waren, denn der Apfel fällt bekanntlich nicht weit vom Stamm. Der Edelmann ſeinerſeits hatte ebenfalls eine Tochter, das ſonſteſte, gutmüthigſte Geſchöpf, das man ſich vorſtellen kann, das rechte Ebenbild der ſeligen Mutter, die die Güte ſelbſt geweſen. Warum beſagter Edelmann nach einer ſo guten Frau eine ſo böſe geheirathet, iſt unbekannt; dieſe Erinnerung aber wiederholt ſich ſo oft in der Welt, daß man zu der Annahme geneigt iſt, das Leben an der Seite einer guten Frau ſei den Männern langweilig und ſie hätten eine wahre Schuſucht nach dem männerbeherrſchenden Pantoffel.

Die Stiefmutter war kaum in's Haus gekommen, als ſie ihre böſen Tanten ſchon an der vorgeſundenen Stieftochter auslieſ, da neben dieſer die ſchlechten Eigenſchaften ihrer rechten Töchter deſto greller abſtachen. Die niedrigſten Verrichtungen im Hauſe wurden ihr aufgetragen; ſie mußte Teller, Töpfe und Schüſſel ſpülen, die Treppen waſchen, die Zimmer der Frau und ihrer Töchter wiſchen; ſie ſchloß im Dachſtübchen auf ſchlechtem Strohlager, während die Schwestern in parkettirten Zimmern wohnten, welche mit den modigſten Himmelbetten ausgeſtattet waren und mit ſo großen Spiegeln, daß ſie ſich darin vom Wibel bis zur Zehe betrachten konnten. Das arme Kind ertrug Alles mit der größten Geduld und dem Vater klagte es nicht, weil er es ſonſt gezankt hätte. So ſehr ſtand er unter dem Pantoffel, der arme Mann. Wenn ſie mit ihrer Arbeit fertig war, ſetzte ſie ſich in einen Winkel, oder in die Kiſche am Herde, und daher kam es, daß man ſie im Hauſe Aschenputtel nannte. Bei all' dem war Aschenputtel in ihren ſchlechten, ſchmutzigen Kleidern tauſend mal ſchöner, als die Stieſchwester in ihren Prachtgewändern.

Da begab es ſich, daß der Sohn des Königs einen Ball veranſtaltete, und daß er alle Perſonen von Stande dazu einlud; auch unſere zwei Fräulein waren gebeten, denn ſie galten für ſehr vornehm im Lande und machten viel von ſich reden. Man kann ſich denken, wie es da im Hauſe herging. Wir Alle, wir haben ſehr tugendhafte, ſehr einfache, ſehr beſcheidene Schwestern; wir ſind nichts weniger als vornehm und zum Sohn des Königs werden wir gar nicht geladen;

und doch, welcher Kobold, ja man möchte sagen, welcher Gottseilebuns fährt mit aller Unruh in's Haus, wenn unsere tugendhafte, einfache, bescheidene Schwester auf einen Ball geladen wird. Nun denke man sich erst, wie es im Hause des Edelmanns und der hochmüthigen Köster der hochmüthigen Frau aussah. Das arme Aschenputtel hatte nicht genug Hülfe, um zu laufen, und nicht genug Hände, um zu waschen, zu nähen, zu plätten. Tag und Nacht war nur von Putz und wieder Putz die Rede; man berathschlugte, als ob es sich um das Heil der Welt handelte, und man ergrimnte und erzürnte sich wohl zwanzig mal des Tages über Dinge, die nicht den Werth eines Stachelnadelknopfes hatten.

„Ach,“ sagte die Aeltere, „ich ziehe mein rothes Sammtkleid an und meine brüsseler Spitzen.“

„Ach,“ sagte die Jüngere, „ich nehme ein gewöhnlicheres Kleid, dafür aber binde ich meine Schleppe mit Goldblumen, und thue mein diamantenes Halsband an, das auch nicht bitter ist.“

Man berief die ähnersten Coiffeure und kaufte die kostbarsten Schönpfästerchen; man bestrich sie Haare, Hals und Nacken mit Goldstaub und was dergleichen weibliche Dummheiten mehr sind. Die Beschreibung solcher Herrlichkeiten müssen wir weiblichen Federn überlassen, deren wir ja heutzutage, Gott sei Dank, genug haben. Die verstehen es, mit diesen wichtigen Sachen ganze Bände auszufüllen, und man sieht es ihnen an, daß sie sich dabei am liebsten aufhalten. Das Wasser läuft ihnen im Munde zusammen, wenn sie in ihren Büchern an solche Stellen kommen und der Leser bedauert aufrichtig, daß die Schriftstellerin ihren Lebenszweck verfehlt und nicht Kammerjungfer oder Schneidermamsell geworden. Uebrigens verstand sich auch Aschenputtel darauf, denn sie war ein weibliches Wesen, und ihre Schwestern zogen sie gern zu Rathe und ließen sich auch von ihr den Kopfsputz aufsetzen. Sie gab ihren besten Rath und verwandte auf den Kopfsputz ihren besten Gesinnad, denn dazu war sie zu gut, um absichtlich einen schlechten Rath zu geben oder den Kopfsputz schief aufzusetzen, was hundert Andere an ihrer Stelle gethan hätten, um sich an den bösen Schwestern zu rächen.

Während sie ihnen das Haar sträubte, fragten sie: „Aschenputtel, Du gingest wohl auch gerne auf den Ball?“

„Ach, meine Fräulein, Sie machen sich wohl lustig über mich armes Ding; so was wäre viel zu viel für mich.“

„Du hast Recht; so ein Aschenputtel auf dem Hofball würde sich komisch ausnehmen.“

Mehr als zwei Tage konnten die Stiefgeschwestern vor lauter Freude keinen Bissen herunterbringen, und mehr als ein Duzend Schürriemen zerrissen, so eng ließen sie sich die Mieder

zusammenziehen, und beständig standen sie vor dem Spiegel, und wunderten sich, wie sehr man sie bewundern werde. Endlich brach der große Tag an; man fuhr ab, und Aschenputtel sah ihnen nach, als der Wagen längst um die Ecke verschwunden war. Zuletzt konnte sie gar nichts mehr sehen, denn die Thränen stürzten ihr aus den Augen hervor.

Ihre Pathe, die sie weinen hörte, kam herbei und fragte, was ihr fehle?

„Ich möchte — ich möchte,“ mehr konnte sie vor Weinen nicht herausbringen.

Man braucht gerade keine Fee zu sein, wie es die Pathe wirklich war, um zu errathen, was ihr fehlte, und sie sagte: „Du möchtest wohl auch gern auf den Ball?“

„Ach ja!“ erwiderte Aschenputtel mit einem tiefen Seufzer.

„Nun gut, wenn Du brav bist, will ich's wohl möglich machen.“ Sie führte sie auf ihre Stube und sagte ferner: „Jetzt gehe in den Garten und hole einen Kürbis.“

Aschenputtel lief und holte den schönsten, den sie finden konnte, obwohl sie nicht einsah, wie der Kürbis mit dem Ball zusammenhing, aber sie war ein gläubiges Gemüth, und ein solches fragt nicht viel und thut, was man ihm befehlt. Die Pathe hobte den Kürbis aus, ließ nur die dicke Schale stehen, schlug sie mit ihrem Zauberfläschen und siehe da, eine vergoldete Karosse stand da, daß es eine Pracht war. Dann ging sie an die Mause Falle, in der sich gerade sechs schöne, lebendige Mäuse gefangen hatten. Sie befahl Aschenputtel, die Klappe ein wenig in die Höhe zu ziehen, und jeder Maus, die herauskam, gab sie mit dem Zauberfläschen einen kleinen Klaps, und jede Maus verwandelte sich sofort in einen kostbaren Granthimmel, was im Ganzen ein herrliches Sechsgestirn von gleichen mangegrauen Apfelschimmeln ergab. Da sie nicht gleich wußte, wo einen entsprechenden Kutsher hernehmen, sagte Aschenputtel: „Ich will einmal nachsehen, ob sich in der Ratzenfalle nicht vielleicht eine Ratte findet, die man in einen Kutsher verwandeln könnte.“

„Sehr klug,“ sagte die Pathe, „ieh einmal nach.“

Aschenputtel brachte die Ratzenfalle und siehe da, es fanden sich drei ganz stattliche Ratten darin. Eine der drei hatte einen sehr fragwürdigen Bart; die berührte die Pathe und es gab einen so häßigen Kutsher, wie sich ihn nur ein Gesandter wünschen kann. Dann sagte sie: „Geht wieder in den Garten, und hole mir die drei Eidechsen, die Du hinter der Gießkanne finden wirst.“

Aschenputtel hatte sie kaum herbeigebracht, als sie die Pathe schon in ebenso viele galonirte, betrocknete Bediente verwandelte, die sich so steif und stumm hinter der Karosse aufstapelten, als hätten sie ihr Lebenlang nichts Anderes gethan.

„Nun,“ sagte die Fee, „da ist der Bracht genug, um auf den Hofball zu gehen. Bist Du zufrieden?“

„Freilich — aber — aber — in diesen Kleidern —“

Die Pathe berührte sie mit ihrem Stäbchen und sie ist in einer Toilette, die wir nicht weiter beschreiben wollen, um dem armen Äfchenputtel nicht das gesammte weibliche Geschlecht zu Feinden zu machen; und dazu gab ihm die Pathe noch ein Paar gläserner Pantöffelchen, ein wahres Wunder der Schuster- und Glasmacherei.

So aufgesprungen stieg sie in die Karosse und ehe sie abfuhr, empfahl ihr die Pathe auf's Dringlichste, den Ball ja vor Mitternacht zu verlassen, widrigenfalls sich ihr Wagen wieder in einen Kürbis, die Pferde in Mäuse, der Kutscher in eine Ratte, die Bedienten in Gieschsen, und ihre prächtigen Kleider wieder in die alten, schmutzigen Lumpen verwandeln würden. Äfchenputtel versprach zu thun, wie die gute Pathe befohl, und fuhr ab, das Herz voll Glückseligkeit.

Als dem Bringen die Ankunft einer mächtigen aber unbekannten Prinzessin gemeldet wurde, eilte er höchstselbst die Treppe hinauf, um sie zu empfangen, reichte ihr die Hand beim Aussteigen und führte sie in den Saal. Da wurde es mit Einemmale ganz stille, mäusehinstille; Alles hörte auf zu tanzen, die Violinen hörten auf zu spielen und man that gar nichts Anderes, als die außerordentliche Schönheit der großen Unbekannten betrachten. Höchstens daß man hier und da den Ausruf hörte: „O, wie schön ist sie!“

Selbst der alte König, wie alt er war, sehte seine Brille auf und sagte mit einer Reuermine, die man aus vergangenen Zeiten noch an ihn kannte, daß er seit langer, etwa seit dem vorletzten Koenigreich, keine so schöne und anmuthige Person zu Gesicht bekommen. Darauf senkte er und die Königin auch. Die Damen studirten vorzugsweise Stoff und Schnitt der Kleider, sowie den Kopsputz der fremden Prinzessin, um gleich morgen Alles genau nachmachen zu lassen, denn die Weiber meinen immer, der Anzug thue es, und daß sie gerade so schön sein würden, wie die schönste Person, wenn sie nur erst auch so gekleidet wären. O Himmel, wach' ein bedauerlicher Irrthum! Wenn sich die Sache so verhielte, dann wären die Schneider und Friseur die Könige der Welt und mächtiger als die mächtigsten Monarchen, von denen man je gehört.

Der Kronprinz führte Äfchenputtel auf den höchsten Ehrenplatz, dann bat er sie um eine Tour und sie tanzte mit solcher Anmuth, daß man sie noch mehr bewunderte als zuvor. Bei Tisch brachte der Prinz seinen Bißken herunter, so sehr war er in Betrachtung der großen Schönheit verlorren und so stark hatte sich bei ihm schon jene Appetitlosigkeit eingestellt, welche als ein

bedrohliches Compten der hitzigen Liebeskrankheit vorauszugehen pflegt. Aschenputtel setzte sich neben ihre Schwestern, überhäufte sie mit Liebenswürdigkeiten, und gab ihnen von den Zitronen und Orangen, die ihr der Prinz vorlegte, was die Weiden sehr verwunderte, weil sie Aschenputtel nicht erkannten.

Da schlug es ein Viertel vor Mitternacht; rasch erhob sich Aschenputtel, machte der ganzen Gesellschaft einen tiefen Kuir und entfernte sich, so schnell sie konnte. Zu Hause angekommen, ließ sie sogleich zu der guten Rathe, dankte ihr für alles Genossene und sagte ihr, daß sie morgen wohl wieder auf den Ball zu gehen wünsche, da sie der Prinz so sehr darum gebeten. Und wie sie im besten Erzählen war, pochten die Schwestern an die Thüre; Aschenputtel lief und öffnete, und gähnend, als ob sie eben aus dem Schlaf erwacht wäre, sagte sie: „Ach, wie lange seid ihr ausgeblieben!“

„Bärest Du mit uns gewesen,“ antwortete die Eine, „die Zeit hätte Dir nicht lange geschienen; es war eine wunderschöne Prinzessin auf dem Ball, die schönste Prinzessin, die man sich nur vorstellen kann; sie war überaus gnädig gegen uns und gab uns Zitronen und Orangen.“

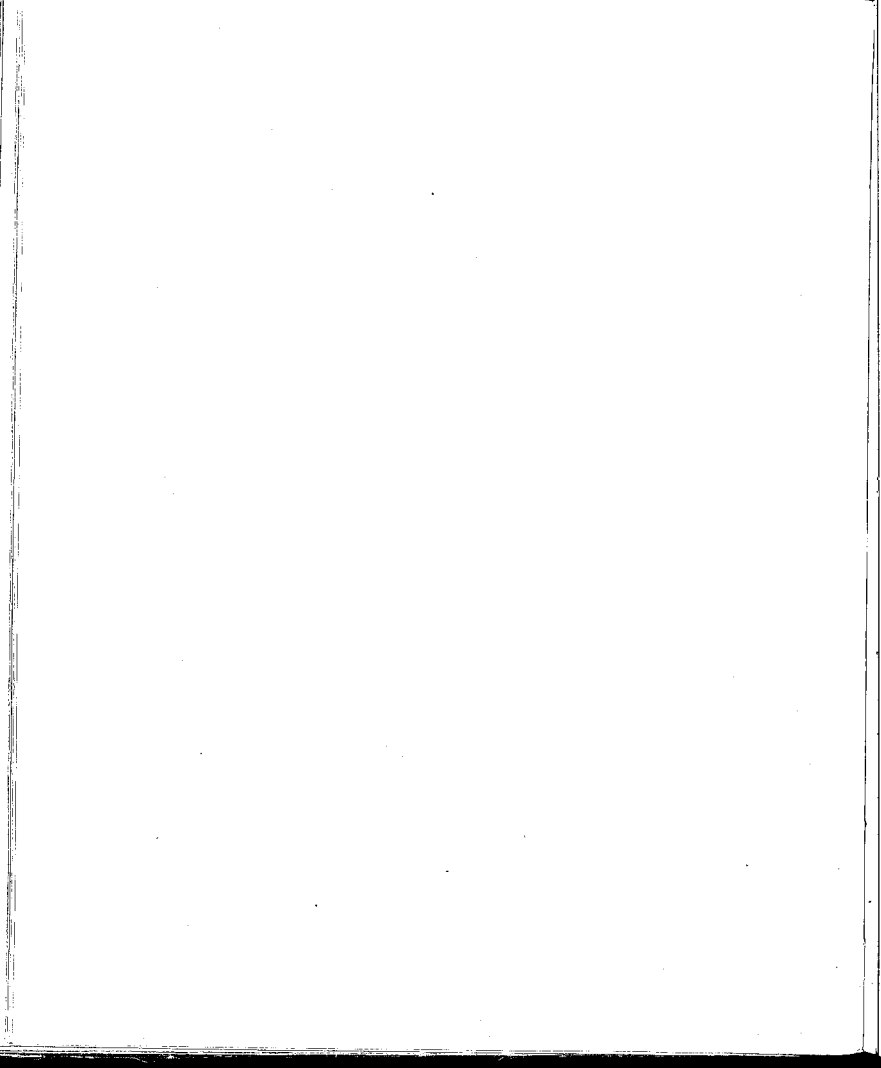
Aschenputtel wupperte bei diesen Worten das Herz vor Freude; sie fragte nach dem Namen der Prinzessin, aber sie antworteten, daß sie ganz unbekant sei, daß sich der Prinz darüber höchlich gräme und daß er Alles dafür gäbe, wenn er nur wüßte, wer sie wäre. Aschenputtel lächelte unter der Nase und sagte: „War sie wirklich so schön! Mein Gott, wie glücklich seid ihr! Könnt ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? Gräulein Jeanette, ich bitte, leihen Sie mir nur Ihr gelbes Kleid von alle Tage!“

„Wahrschaffig?“ rief Gräulein Jeanette, „ich werde mein gelbes Kleid einem schmutzigen Aschenputtel leihen! — da müßt ich ja verrückt sein!“

Aschenputtel erwartete keine andere Antwort und diese war ihr ganz recht, denn was würde sie angefangen haben, wenn ihr die Schwester wirklich das gelbe Kleid geliehen hätte?

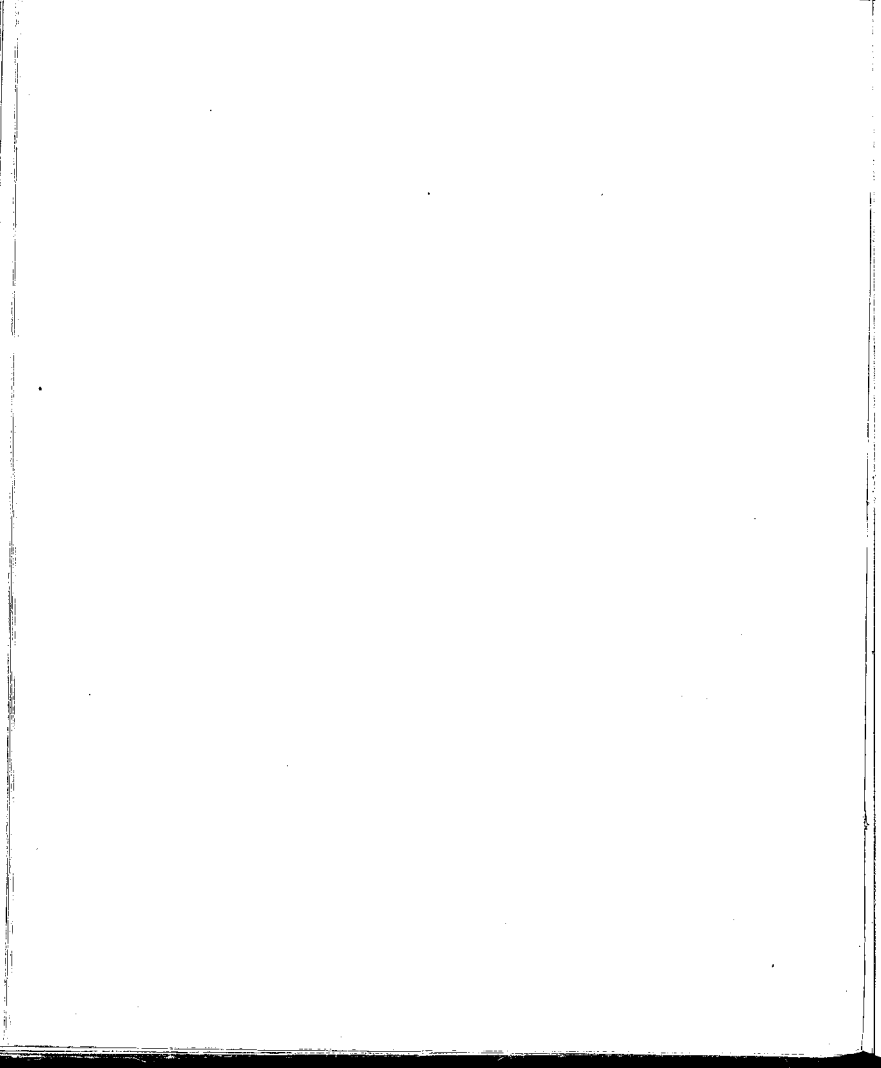
Tags darauf gingen die Schwestern wieder auf den Ball; Aschenputtel auch, nur noch viel schöner und prächtiger aufgezückt als das erste Mal. Der Prinz wich nicht von ihrer Seite und sagte ihr die süßesten Sachen, die jedes Mädchen gerne hört und die auch Aschenputtel gerne hörte. Sie hörte so aufmerksam zu und die Zeit verging ihr so rasch, daß sie ganz die Warnungen und Anempfehlungen der Rathe vergaß, und plötzlich ertönte der erste Glockenschlag der Mitternacht, als sie glaubte, es sei noch nicht elf Uhr. Erschrocken sprang sie auf und floh mit der Beschäftig-











eines Reß's davon. Der Prinz ihr nach, aber er konnte sie nicht erreichen; er erwischte nichts als einen der gläsernen Pantoffel, den Aschenputtel auf der Flucht fallen gelassen. Ganz außer Athem kam sie zu Hause an, ohne Karosse, ohne Bediente, ohne Prachtkleider, in ihre alten Lumpen gehüllt, wie sonst; nichts war ihr geblieben, als ein Pantoffel, dessen Bruder ihr vom Fuße gefallen war. Im Schlosse fragte man die Thürsteher, ob sie nicht eine wunderschöne Prinzessin hätten hinausgehen sehen? Sie antworteten, daß sie nichts gesehen, als ein schlecht gekleidetes Mädchen, das eher einer Bäuerin als einer Prinzessin ähnlich gewesen.

Als die Schwestern vom Balle heimkamen, fragte sie Aschenputtel, ob sie sich denn gut unterhalten und ob die schöne Dame wieder da gewesen sei. Sie sagten Ja! und fügten hinzu, daß aber die schöne Dame mit Schlag Mitternacht auf und davon gegangen und daß sie auf ihrer Flucht das reizendste Glaspantöffelchen von der Welt habe fallen lassen; daß der Prinz es aufgehoben, und daß er in die Besitzerin des Glaspantöffelchens ganz verliebt sei.

Das mußte wohl wahr sein; denn wenige Tage darauf wurde unter Trompetensöhnen überall kund gethan, daß der Prinz diejenige heirathen werde, deren Fuß in das Glaspantöffelchen passe. Man fing mit der Probe des Pantoffels bei den Prinzessinnen an, dann bei den Herzoginnen, dann bei allen Hofdamen — überall umsonst. Man brachte dann das Pantöffelchen zu den beiden Schwestern, die alles Mögliche thaten, um ihre Füße hinein zu zwingen; aber sie konnten es nicht durchsetzen. Aschenputtel, die ihren Pantoffel erkannte, saß lächelnd zu und sagte: „Wie wäre es, wenn ich es auch einmal versuchte?“

Die Schwestern brachen in lautes Gelächter aus und wollten sie zur Thür hinaustreiben. Aber der mit der Pantoffelprobe beauftragte, außerordentliche Gesandte, ein alter, geriebener Diplomat, betrachtete Aschenputtel genauer, blickte mit scharfen Augen mitten durch Lumpen und Schmutz, fand sie sehr schön und meinte, es sei nichts wie billig, und daß er Auftrag habe, den Pantoffel ohne Ansehen der Person und des Standes alle Mädchen probiren zu lassen. Er bat Aschenputtel, sich gefälligst hinzusetzen, kniete vor ihr nieder, hob das Pantöffelchen über ihre Fäße — und siehe da, es paß, wie angegossen. Das Erschaunen der beiden Schwestern war groß, sehr groß; und es wurde noch größer und allgemeiner, als Aschenputtel mit Einemmale auch den andern Glaspantoffel aus der Tasche zog, und ihn, wie nichts, über den andern Fuß hob. Dazu kam noch (wie immer bei Heen, und wenn eine Geschichte ihrem Ende entgegensteht) zur rechten Zeit die Rathe, berückte Aschenputtel mit dem Zauberstäbchen und so gepußt saß sie da, daß die Prachtgewänder der zwei Ballabende nichts dagegen waren.

Jetzt erst ging den beiden Schwestern ein Licht auf. Sie erkannten die schöne Person, die ihnen Zitronen und Orangen gegeben, warfen sich ihr zu Füßen und baten um Vergebung für die schlechte Behandlung, die sie ihr bisher hatten angedeihen lassen. Gute Menschen werden durch das Glück immer besser, und so hob Aschenputtel die bösen Schwestern auf, drückte sie an's Herz, versicherte sie ihrer Liebe und versprach, die ganze Vergangenheit zu vergessen. Der Prinz, der seinen Commisären immer in einiger Entfernung folgte, stürzte herbei, fand Aschenputtel schöner als je, und heirathete sie wenige Tage darauf. Daß sie nun sehr glücklich war, und eine große Königin wurde, und ihren Stiefschwestern alles mögliche Gute that — das versteht sich Alles von selbst.





## Der gestiefelte Kater.

---

rbshaft allein thut's nicht. Kleines Erbe hat oft schon mehr genüßt als großes; und keines mehr als kleines. Auf eigenen Füßen kommt man weiter, als auf Stelzen, und eigene zwei Beine sind sicherer, als die vier eines Rosses, das tausend Louisd'or kostet. Wir Alle kennen Millionäre, deren Väter nicht das Brod hatten, und Bettler, deren Großväter in Palästen wohnten. Etwas Grüte im Kopf ist mehr werth, als große Ländereien außerhalb des Kopfes — und etwas Mutterwitz mehr als alles Mütterliche und Väterliche zusammengenommen. Der erste Thaler ist schwerer zu verdienen, als die zweite Million, und alle Millionen sind leichter auszugeben, als der erste Thaler zu erwerben. Und Behalten ist noch schwerer als Erwerben.

Ein Müller hatte drei Söhne und den drei Söhnen hinterließ er eine Mühle, einen Esel und eine Kaze. Der Älteste nahm nach dem Rechte der Erstgeburt die Mühle, der zweite den Esel — blieb für den Jüngsten nichts als die Kaze. Das war eine leichte und natürliche Theilung und die Advokaten und Gerichte verdienten nicht viel dabei.

„Eine Kaze!“ rief der Jüngste unzufrieden, „eine Kaze! Was thu' ich mit einer Kaze? Das ist für die Kaze! Wär's noch eine Geldkaze! Was nützt es mir, daß die Kaze Mäuse

fängt, fressen doch die Mäuse nicht meinen Speck! Schlage ich sie todt, habe ich höchstens ein Kagenfell, aus dem ich mir eine Pelzmütze machen lasse, während ich mit nackten Füßen herumlaufe. Was nützt ein warmer Kopf bei kalten Füßen? Wenn ich zum Fenster hinaussehe, werden die Leute sagen: der hat's gut, er hat eine Pelzmütze! — aber wer mich ganz sieht, wird über mich lachen oder mich bedauern.“

So philosophirte er nach Art der Leute, die mit ihrem Loos wie mit ihrer Erbschaft unzufrieden sind. Der Kater, der ihn zuhörte, that nichts dergleichen, spidete nicht den Belcidigten und sagte mit einer Miene, die ihrer Sache sicher ist: „Seid nicht so trauzig, mein Herr und Gebieter! Gebt mir nur einen Sack und laßt mir ein Paar guter Stiefel machen, daß ich in's Gestrüpp gehen könne, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß der schlechteste Theil der Erbschaft nicht Euch zugefallen.“

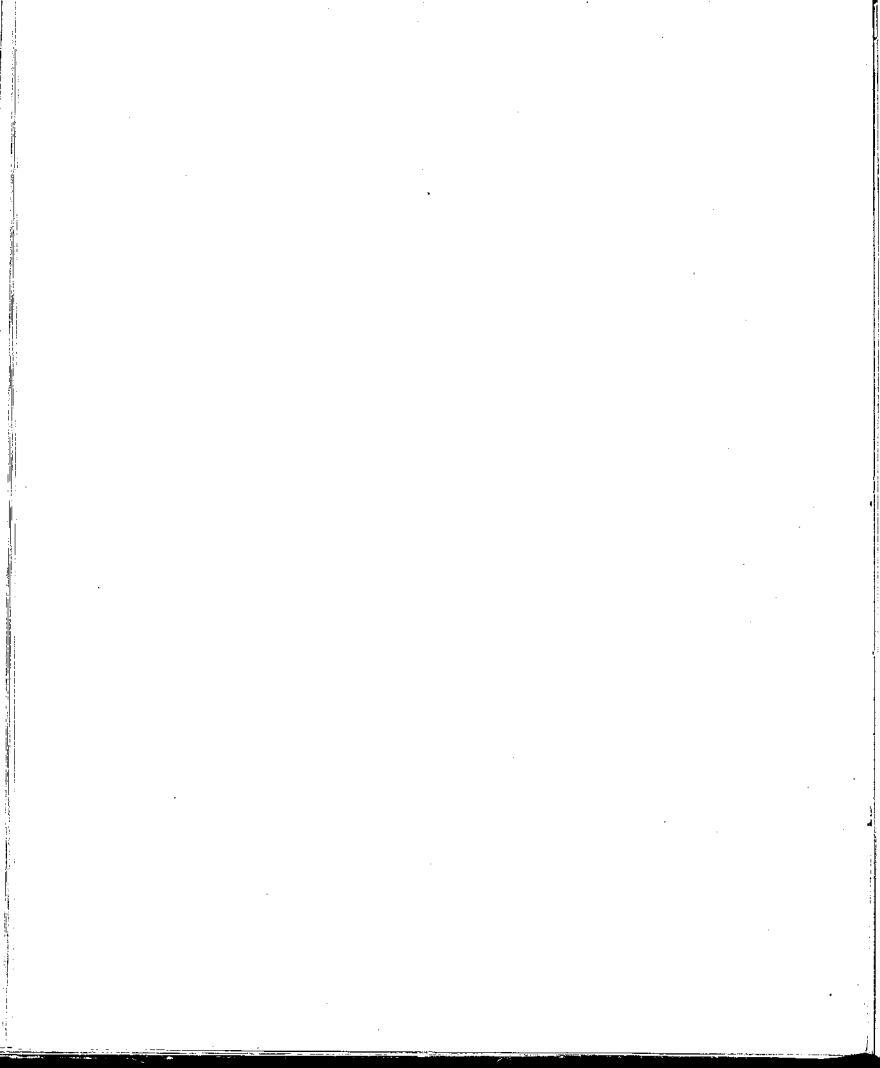
Der Herr des Katers zuckte mittheilig die Achsel und gab nicht viel auf diese Worte. Indessen aber hatte er so oft Gelegenheit, seine Klugheit und Geschicklichkeit beim Mäusefangen zu beobachten, daß er dachte: Man kann nicht wissen! Oft schon hat ein geschickter Diener seinen Herrn aus der Noth gerissen, und manch' ein König dankt sein Reich einem Minister, der ursprünglich ein verachteter armer Teufel gewesen. So that er denn, wie der Kater sagte.

Als der Kater hatte, was er wünschte, zog er schon die Stiefel an, und heftete den Sack um, den er mit Kleie und allerlei Spüllicht anfüllte. Die Schnüre des Sackes nahm er zwischen die Vorderpfoten und machte sich auf den Weg, und ging in ein Gehege, wo es von Kaninchen wimmelte. Dort angekommen, legte er sich wie todt hin und wartete, ob nicht irgend ein junges, unerfahrenes, mit den Listen und Tücken der Welt noch unbekanntes Kaninchen komme, um von den Vordröhen zu kosten, die er in seinen Sack gethan hatte.

Er hatte sich kaum ausgestreckt, als er seine List schon gelingen sah. Ein junger Leichsinn von Kaninchen schlüpfte in den Sack; Meister Kater zog die Schnüre, fing es und tödtete es ohne Gnade und Barmherzigkeit. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!“ sagte er dabei in moralisch und fromm nüchternem Tone.

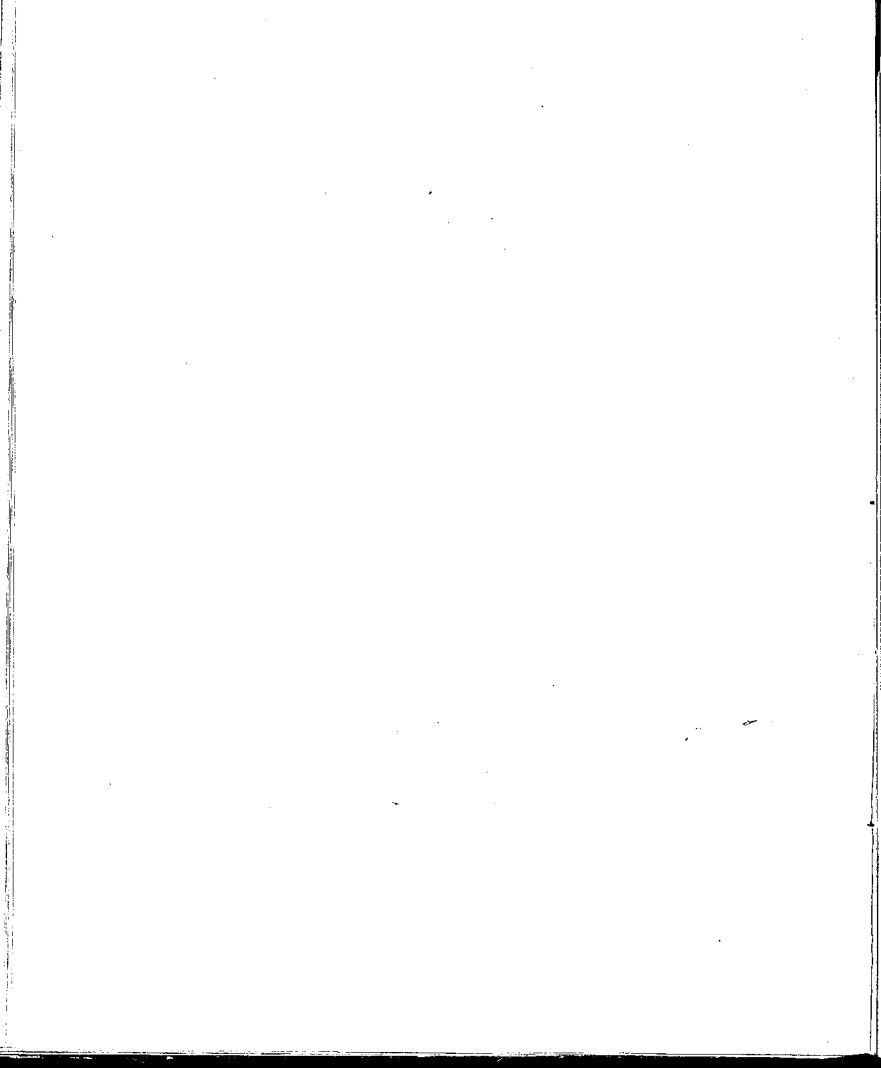
Stolz auf seinen Sieg, ging er geraden Weges zu Hof und verlangte den König zu sprechen. Man führte ihn in die innersten Gemächer Seiner Majestät, wo er sich tief verneigte und also sprach: „Eure! Hier habe ich die Ehre, ein ganz ausgezeichnetes Kaninchen allerbevorzugt im Auftrage meines Herrn und Gebieters, des Marquis von Habenicht, als Zeichen seiner Treue und Unterthänigkeit zu überreichen.“











„Sage Deinem Herrn,“ geruhte der König zu antworten, „daß ich ihm danke, und daß ich ihm in Gnaden gewogen bleibe.“

Bald darauf legte sich der Kater in ein Kornfeld, öffnete seinen Saft und zog die Schnur, als zwei Repphühner hineingeschlüpft waren, und fing sie alle beide. Sogleich lief er wieder zum König, und überreichte ihm die Repphühner, wie das erste Mal das Kaninchen, im Namen seines Herrn. Der König dankte wieder und ließ ihm ein Trinkgeld verabreichen.

So trieb es der Kater durch mehrere Monate, indem er dem König jeden Augenblick Bittpret von den Jagden seines Gebiets, des Marquis von Habenichts, als Zeichen seiner Treue und Unterthänigkeit überreichte.

Eines Tages, da er in Erfahrung brachte, daß der König mit seiner Tochter, einer der schönsten Personen der Welt, längs des Flusses eine Spaziersfahrt machen sollte, sagte der gekielte Kater zu seinem Herrn: „Wenn Ihr jetzt auf meinen Rath hören wollt, ist Euer Glück gemacht. Geht hin und badet im Flusse an der Stelle, die ich Euch bezeichnen werde. Im Uebrigen laßt mich machen.“

Der Marquis von Habenichts that nach dem Rathe seines Katers, ohne zu wissen, wohin es führen sollte. Während er badete, kam der König vorbei, und da fing der Kater aus Leibeskräften zu schreien an: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Herr Marquis von Habenichts ertrinkt!“

Auf dieses Geschrei strackte der König den Kopf zum Wagenfenster heraus, erkennt den Kater, der ihm so viele Geschenke gebracht, und befiehlt seinen Garden, daß sie dem Herrn Marquis von Habenichts zu Hülfe eilen.

Während man mit der Rettung des armen Marquis beschäftigt war, näherte sich der Kater der Leibgarde und erzählte dem König, daß, weil jener sich badete, Diebe seine Kleider davongetragen, obwohl er mit aller Macht: „Halt den Dieb!“ geschrien, und daß jetzt der arme Marquis daselbst, wie ihn Gott geschaffen. Der Spießhub von Kater hatte die Lumpen seines Herrn unter einem großen Stein versteckt. Der König befahl sofort dem Beamten seiner allerhöchsten Leibgarde, daß man augenblicklich für den Herrn Marquis von Habenichts einen seiner schönsten Anzüge herbeischaffe. Der König überhäufte ihn währenddem mit allen möglichen Günstbezeugungen, und da die Kleider, die man indeß herbeibrachte, ihn, der ohnehin schon von Natur ein schöner Junge war, trefflich standen, fand ihn die Königs-tochter ganz nach ihrem Geschmack, und der Marquis von Habenichts brauchte ihr nur einige aus Hochachtung und Zärtlichkeit gemischte Blicke zuzuwenden, um sie ganz und bis zur Narrheit verliebt zu machen.

Der König lud ihn ein, in den Wagen zu steigen und an der Spaziersahrt Theil zu nehmen. Da saß er nun der Prinzessin gegenüber und so nahe — daß sie als kurzschichtige Person in seinen Augen hätte lesen können, was drin stand und nicht stand. „Jetzt,“ dachte der Kater, „jetzt blüht unser Weizen!“ und lief, was er konnte, dem Wagen des Königs voraus, bis er an eine große Wiese kam, die eben von den Bauern abgemäht wurde. Er stellte sich in ihre Mitte und hielt eine gewaltige Volksrede, in der er ihnen alles mögliche Gute versprach und die so endete: „Edles Volk, Bürger, freie Menschen, ehrliche Landleute! So ihr jetzt, wenn der König, unser allergnädigster Herr, hier vorbeikommt, nicht Alle und einstimmig behauptet, daß diese Wiese, die ihr hier abmähet, dem edlen Marquis von Habenichts gehört und von jeher gehört hat, so werdet ihr sammt und sonders, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in die Pfanne gehauen.“

Nachdem er so die Volksstimme — „Volksstimme, Gottesstimme,“ dachte er bei sich — vorbereitet hatte, eilte er weiter, damit der König ja nicht sehe, auf welche Weise das Volk für seine Abstimmung dressirt wird.

Der König verfehlte nicht, die braven Landleute zu fragen, wem die Wiese gehöre. Sie antworteten Alle auf's Freimüthigste: „Unserem gnädigen Herrn, dem Marquis von Habenichts.“

„Sie haben da ein recht schönes Stück Landes, Herr Marquis!“ bemerkte der König.

„Zu dienen, Majestät, ein recht einträgliches Stück Feld!“ schmunzelte der Marquis bescheiden.

Der gefieselte Kater, immer dem Wagen des Königs voraus, begegnete wieder Landleuten, die auf einem Felde ernteten. Er hielt wieder eine herrliche Volksrede, die wieder so endete: „So ihr nicht, wenn der König, unser allergnädigster Herr, hier vorbeikommt, Alle und einstimmig behauptet, daß all' diese Kornfelder dem edlen Marquis von Habenichts gehören und immer gehört haben, so werdet ihr sammt und sonders, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in die Pfanne gehauen!“

Der König, der gleich darauf vorüber fuhr, hat, wie er gewohnt war, fragte und erhielt die antwortende Antwort, indem alle Bauern zusammenschrien: „Diese Felder alle gehören und haben immer gehört unserem gnädigen Herrn, dem Marquis von Habenichts!“

Der König belohnete den Marquis auf's Neue über die Größe, Schönheit und Einträglichkeit seiner Besitzungen. Der Kater lief immer voraus, befaßt Allen, denen er begegnete, dasselbe, und der König kannte mehr und mehr über den großen Reichthum und die ausgedehnten Besitzungen des Herrn Marquis von Habenichts.

So kam der Kater, immer vorausseilend, vor das Schloß eines der reichsten Oger, denn alle die Güter, die der König auf seinem Wege bewunderte, gehörten ihm. Der Kater hatte sich betreffs der Person und der Fähigkeiten des Ogers genau unterrichtet, und bat um eine Audienz, indem er versicherte, daß er am Schlosse Seiner Herrlichkeit unmöglich vorbeiziehn könne, ohne hochderoelben seine Aufwartung gemacht zu haben.

Der Oger empfing ihn so freundlich, als ein Oger sein kann und lud ihn ein, sich zu setzen. „Man erzählt sich im Volke,“ nahm der Kater das Wort, „daß Euer Gnaden die Kunst besitzen, jede beliebige Thiergestalt anzunehmen, z. B. sich in einen Elephanten oder Löwen zu verwandeln. Das wird wohl eine Mythe sein, wie man sie von bedeutenden Männern zu erzählen pflegt. Ich gestehe, daß ich dergleichen als angestellter Kater nicht glauben kann.“

„Nicht glauben!“ rief der Oger entrüstet, „Du wirst wohl daran glauben müssen!“ und augenblicklich verwandelte er sich in einen Löwen.

Den Kater ergriff ein solcher Schreck, daß er zum Fenster hinaussprang und sich über die Dachrinne retten wollte, wobei er, von seinen für dergleichen Wege nicht gebauten Stiefeln behindert, beinahe den Hals gebrochen hätte. Erst als er das höfliche Gelächter des Ogers vernahm und sich überzeugte, daß dieser den Löwen wieder abgelagt hatte, kehrte er zu ihm zurück mit den größten Complimenten über seine wunderbaren Künste. „Aber,“ fügte er hinzu, „man sagt auch, daß Euer Gnaden sich auch in kleine Thiere, wie z. B. in eine Ratte oder Maus, verwandeln könne. Das halte ich für platterdings unmöglich.“

„Unmöglich!“ rief der Oger, „das Wort unmöglich ist nicht ogerisch.“ Gleich war er eine Maus und lief über das Parket hin. Da machte der Kater einen Sprung, und aus war es mit der Maus und mit dem Oger für immer. Die Maus ist für die Katze, und wenn ein Kiese sich auch nur für einen Augenblick klein und schwach zeigt, kann er sicher sein, gefressen zu werden.

Unterdessen fuhr der König über die Zugbrücke in das Schloß, dessen Pracht ihn schon von ferne angezogen hatte. Der Kater hörte das Gerumpel und Getrampel, eilte hinaus und hieß Seine Majestät im Schlosse seines Herrn, des Marquis von Habenichts, hoch willkommen.

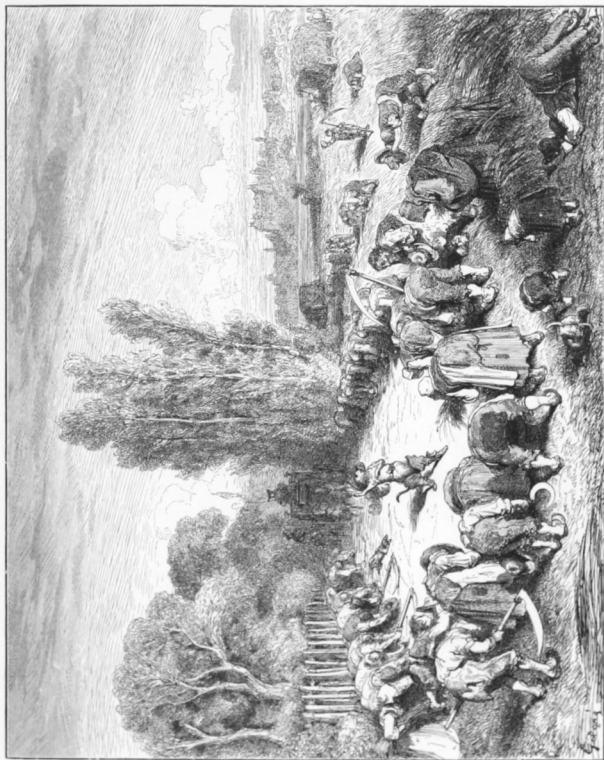
„Wie, Herr Marquis, auch dieses Schloß Ihr Eigenthum?“ rief der König, „man kann nichts Schöneres sehen, als dieses Thor, diese Thürme, diesen Hof, diese Treppen! Da müssen Sie mich schon einige Zeit zu Gaste nehmen.“

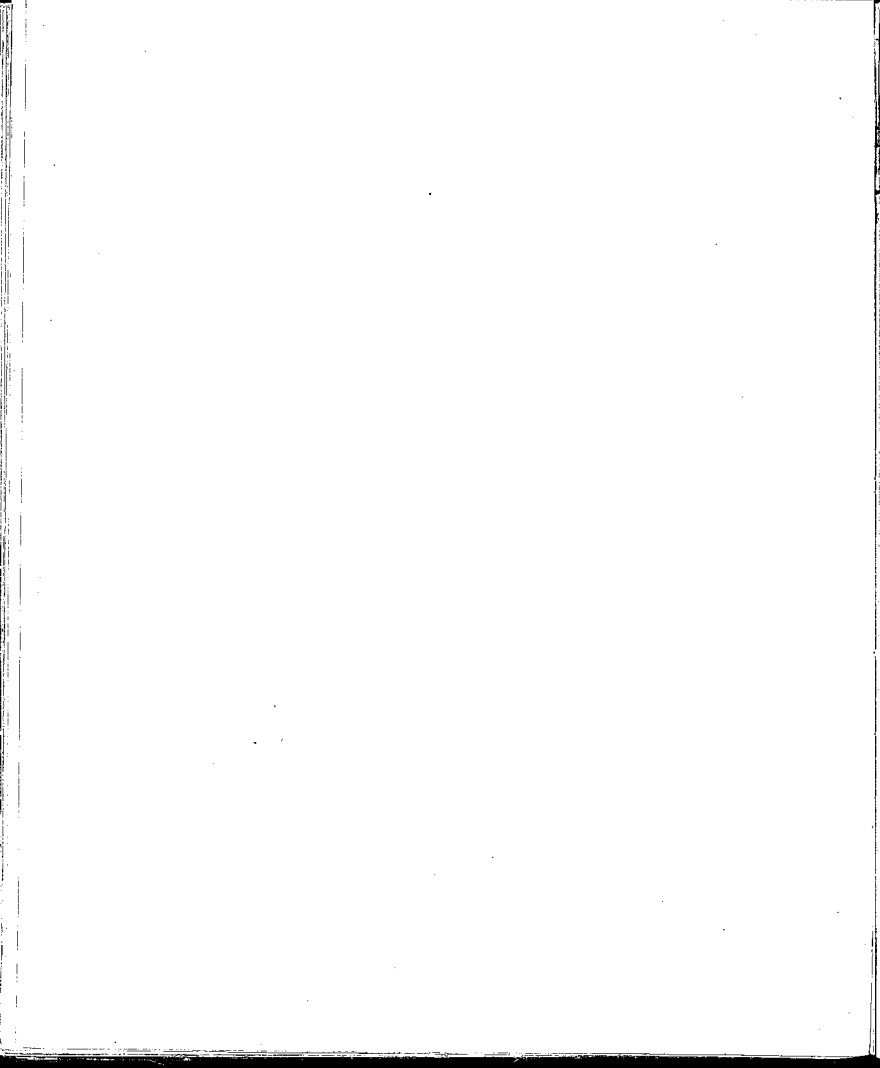
Der Marquis von Habenichts gab der Prinzessin den Arm und folgte dem König, der die Treppen hinaufstieg, in einen Saal, wo der Oger für seine Freunde, die er diesen Tag erwartete,

ein großes Gastmahl bereitet hatte. Man setzte sich zu Tische und war lustig und guter Dinge. Nur die Prinzessin war etwas melancholisch und das kam von der Liebe, die sich von Stunde zu Stunde in ihrem Herzen immer breiter machte. Der König bemerkte das und diese Bemerkung in Verbindung mit der anderen, daß der Marquis von Habenichts wohl einer der reichsten Granden des Landes sei, bewog ihn beim sechsten oder siebenten Glas zu dem Ausruf: „Wenn Sie mein Eidam werden wollen, Herr Marquis, ich wüßte nicht, daß dem etwas im Wege stünde!“ Darauf lachte der König wie über einen Witz. Der Marquis nahm die Sache ernst, und noch denselben Abend wurde er des Königs Schwiegersohn in optima forma.

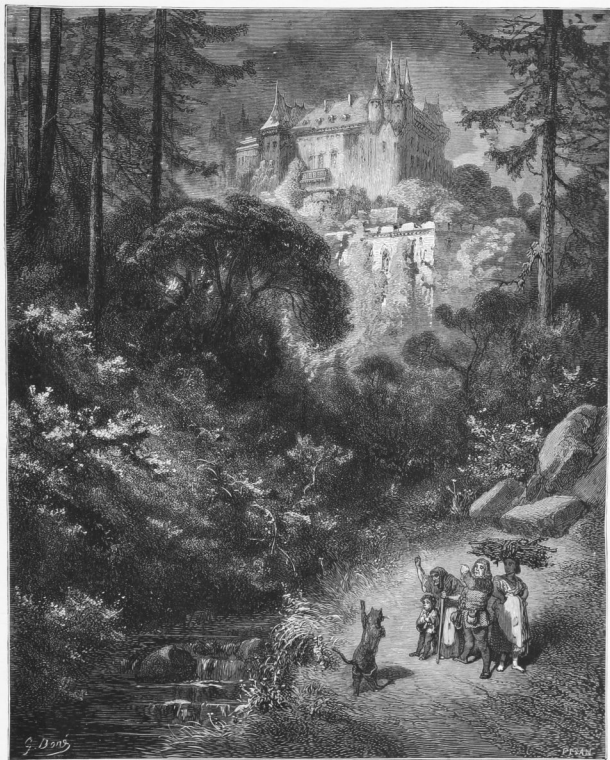
Der gekieselte Vater wurde Minister, und ging nur noch zu seinem Vergnügen auf die Mäusjagd, denn nur ein gemeiner Emporkömmling verleugnet die Freuden seiner Jugend.

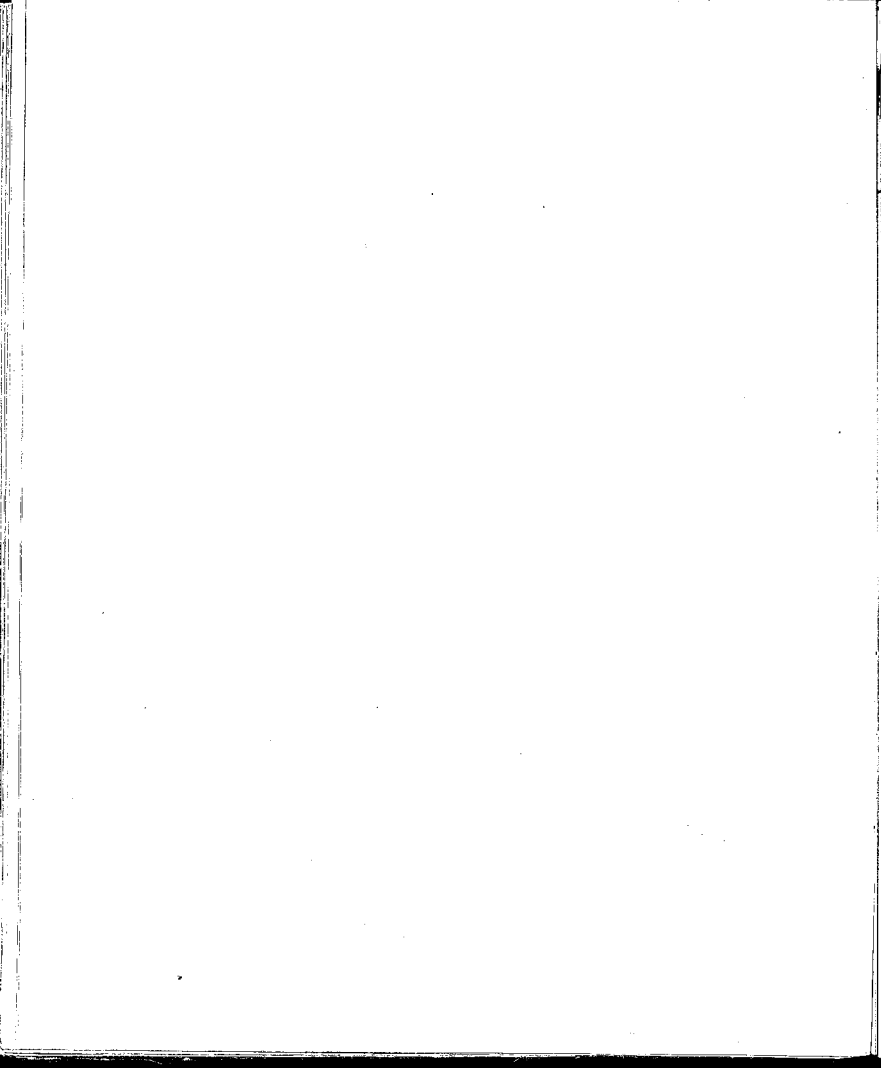














## Riquet mit dem Schopf.

iquet, der Königssohn, kam so häßlich und schlecht gebaut zur Welt, daß die Hofdamen, die sich mit dem bekannten: „O das prächtige Kind!“ oder: „O das liebe Kind!“ auf den Lippen, der Wiege näherten, plötzlich verstummen und mit einem gefrorenen, verlegenen Lächeln davon schlichen, um draußen vor der Thüre, von der hohen Wächlerin angesehen, die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen. Der ausgespickteste Hofmann, der sein ganzes Leben mit Lügen und Schmeicheln zugebracht, wagte es nicht, ihn schön zu finden. Was ihn neben seiner Häßlichkeit noch auszeichnete, war ein Haarschopf über der Stirne, den er für und fertig mit in die Welt brachte, weshalb man ihn auch Riquet mit dem Schopf nannte.

Die Königin war über die Häßlichkeit ihres Sohnes in Verzweiflung, aber die Fee, die ihr in der schweren Stunde Beistand leistete, tröstete sie und versicherte, daß der häßliche Junge nichts desto weniger einen lebenswürdigen Kavalier ausmachen werde, von wegen des vielen Geistes, den er haben werde — und sofort beschenkte sie ihn auch mit der Fähigkeit, der Person,

die er dermaleinst lieben werde, so viel Geist abgeben zu können, als er selbst haben werde, ohne darum dünner zu werden. Denn der Geist ist wie ein Licht, an dem sich viele hundert Lichter entzünden können, ohne daß darum das Erste an Leuchtkraft verlöre.

Dieses tröstete die königliche Mutter ein wenig und ganz beruhigte sie sich, als der kleine, häßliche Prinz in der That bald die schönsten Zeichen von Geist und Verstand an den Tag legte. Er sagte so viele schöne Sachen und er that Alles, was er that, mit so viel Anmuth und Geschick, daß man bei Hof und in der Stadt von nichts Anderem zu erzählen wußte. Alle Welt war von ihm entzückt und den Schopf über seiner Stien erklärte man damit, daß so viel Geist in seinem Kopfe allein nicht Platz genug gehabt hätte, und daß ihm daher die Natur den Schopf als eine Art Dependance und besondere Vorrathskammer beigegeben.

Als er ungefähr sieben bis acht Jahre alt war, setzte die Königin eines benachbarten Reiches zwei kleine Prinzgelein auf einmal in die Welt. Diejenige, welche zuerst das Tageslicht erblickte, war so schön, so schön, daß die Königin vor Freude darüber beinahe den Verstand verloren hätte. Um der allzugroßen Freude, die ihr hätte schaden können, einen Dämpfer aufzulegen, versicherte die Fee, die ihr Beistand leistete, dieselbe, die bei der Geburt Biquet's mit dem Schopf zugegen gewesen, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß die Prinzessin eben so bumm als schön sein werde. Die Königin hatte kaum Zeit, sich von dem Schrecken, den ihr diese Worte der Fee einklärten, zu erholen, als sie schon einen zweiten, weit ärgeren erleben sollte, denn die zweite Prinzessin, die jetzt zum Vorschein kam, war ein Ausbund von Häßlichkeit. Die Königin war so verzweifelt, wie jene andere, als sie Biquet mit dem Schopf gebar, und jammerte gewaltig, indem sie fortwährend den bekannten Spruch wiederholte:

Häßlichkeit entsetzt immer,  
Selbst das schönste Frauzimmer!

„Das ist unbekreitbar,“ bestätigte die Fee, „aber Euer Majestät können sich doch trösten, denn die Prinzessin wird so viel Verstand haben, daß man darüber ihre Häßlichkeit vergessen wird.“

„Gott gebe es,“ seufzte die Königin, „aber könnte man nicht etwas thun, damit die Andere, die so schön ist, auch ein klein wenig Spiritus bekomme?“

„In dieser Beziehung,“ versicherte die Fee, „bin ich ehnmächtig; meine Macht erstreckt sich nur auf die Schönheit. Um Euer Majestät zu zeigen, daß ich mein Möglichstes leisten will, beschente ich die schöne Prinzessin mit der Kraft, eine beliebige Person mit Schönheit auszustatten.“

Wie nun die beiden Prinzessinnen heranzuwachsen, wuchsen auch ihre guten Eigenschaften mit ihnen, und man sprach überall von der Schönheit der Aeltern und vom Verstande der Jüngeren. Aber freilich wuchsen auch ihre Fehler mit den Jahren. Die Jüngere wurde zusehends häßlicher, die Aeltern von Tag zu Tag dümmmer. Sie wußte entweder gar nichts zu sagen, oder sie sagte eine

Dummheit. Sie konnte nichts in die Hand nehmen, ohne es zu zerbrechen; sie trank kein Glas Wasser, ohne sich zu begießen — und von Lernen war gar nicht die Rede. Schönheit besitzt gewiß immer eine große Anziehungskraft; trotzdem war die Jüngere in jeder Gesellschaft immer oben auf. Anfangs sammelte man sich immer um die Ältere, um sie anzusehen und ihre Schönheit zu bewundern; bald aber wandte man sich der Jüngeren zu, um ihr zuzuhören, da sie stets ganze Feuerwerke von Witz los ließ — und nach einer Viertelstunde war die Schöne allein, während sich Alles um die Häßliche drängte. Die Dumme merkte das trotz aller Dummheit, und hätte gern ihre ganze Schönheit für den halben Geist ihrer Schwester hingegeben. Die Frau Mutter war selbst dumm genug, ihr ihrer Dummheit wegen Vorwürfe zu machen, was der armen Prinzessin den größten Kummer verursachte.

Eines Tages, als sie sich mit ihrem Kummer in die Einsamkeit des Balbes zurückzog, trat plötzlich ein kleiner, sehr häßlicher, sehr unangenehm aussehender, aber prächtig gekleideter Mann auf sie zu. Diese aufgepumpte Vogelschende war — der außerordentlich kluge Leser hat es schon errathen — der junge Prinz Niquet mit dem Schopf, der sich nach den Vorwürfen, die man überall von der schönen Prinzessin verkaufte, in sie verliebt hatte und der eigens hieher zugereist kam, um sie leibhaftig zu sehen und mit ihr zu sprechen. Ueberaus froh, sie so allein zu finden, näherte er sich ihr auf die achtungsvollste und gebildetste Weise. Klug wie er war, bemerkte er bald ihre tiefe Traurigkeit, und sprach: „Unbegreiflich, o Herrin, ist es, daß eine so schöne Person so traurig sein kann, wie es Euer Herrlichkeit zu sein scheinen — denn wahrlich, wie viele ausgezeichnet schöne Frauenzimmer ich in meinem Leben schon zu bewundern das Vergnügen hatte, so ist doch keine unter ihnen, die sich mit der Schönheit von Euer Gnaden im Entferntesten zu vergleichen oder zu messen im Stande sein dürfte.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr,“ sagte die Prinzessin und nichts weiter.

„Schönheit,“ nahm Niquet wieder das Wort, „ist ein so großer Vorzug, daß sie alles Andere ersetzen muß, und wer Schönheit besitzt, sollte sich, meiner Meinung nach, durch Nichts betrüben lassen dürfen.“

„Mir wäre es lieber,“ sagte die Prinzessin, „ich wäre so häßlich wie Ihr und hätte Verstand, als schön zu sein wie ich bin, und dabei so dumm wie ich es leider ebenfalls bin.“

„Nichts, Madame,“ sagte Niquet darauf, „nichts beweist so sehr, daß man Verstand hat, als der Glaube, keinen zu besitzen, und es liegt in der Natur der Sache, daß wer Geist hat, immer nicht genug haben kann, und sich einbildet gar keinen zu haben.“

„Das ist mir zu hoch,“ erwiderte sie, „ich weiß nur, daß ich recht sehr dumm bin, und das macht mich so außerordentlich traurig.“

„Wenn es nichts ist als das, o Herrin, so kann ich Ihrer Trauer leicht ein Ende machen.“

„Wie wollen Sie das anfangen?“

„Ich habe,“ sagte Riquet mit dem Schopf, „die Macht, so viel Geist, als der Mensch nur vertragen kann, derjenigen Person zu übermachen, die ich zu lieben gezwungen bin, und da Sie, Madame, diejenige Person sind, so hängt es nur von Ihnen ab, so viel Geist zu bekommen, als der Mensch menschenmöglicherweise überhaupt haben kann — allerdings unter der einzigen Bedingung, daß Sie mich gütigst heirathen wollen.“

Die Prinzessin stand verblüfft und sagte nichts.

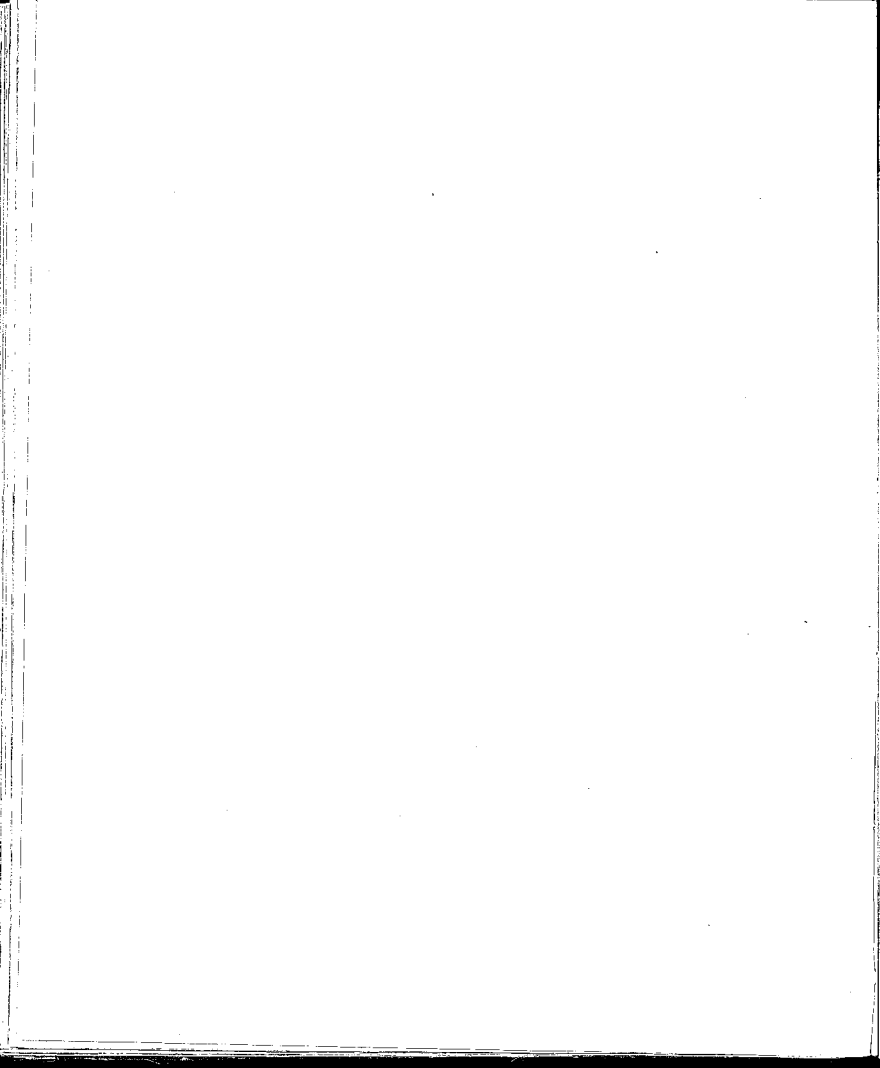
„Ich sehe,“ sagte Riquet mit dem Schopf, schmerzlich lächelnd, „daß Sie dieser Antrag feig macht und ich verwundere mich darüber nicht im Mindesten; doch gebe ich Ihnen ein ganzes Jahr Bedenkzeit.“

Die Prinzessin hatte so wenig Verstand und dabei so große Lust, welchen zu haben, daß sie sich das Ende eines Jahres gar nicht vorstellen konnte, und so ging sie auf den gemachten Antrag ein. Sie hatte kaum das Wort ausgesprochen, daß sie Riquet mit dem Schopf von heute in einem Jahre heirathen wolle, als sie sich wie in einer andern Haut fühlte. Sie war überrascht, mit welcher unglaublichen Leichtigkeit ihr die Gedanken kamen und sie dieselben aussprach; wie fein, gewandt und natürlich sie sich ausdrückte. Sie säßte ein so lebhaftes und inhaltsreiches Gespräch ein, sie war so witzig, glänzend und scharfsinnig, daß Riquet mit dem Schopf fast besorgt war, er habe ihr mehr Verstand gegeben, als er für sich behalten, was in Anbetracht der beschäftigten The nicht sehr vorsichtig gewesen wäre.

Bei Hofe konnte man sich über die plötzliche Verwandlung der Prinzessin nicht genug verwundern, denn, kommt es auch alle Tage vor, daß kluge Leute Dummheiten sagen, oder sogar ganz dumm werden, so gehört die Verwandlung dummer Leute in geistreiche doch zu den größten Seltenheiten, und ist etwas der Art höchstens alle tausend Jahre einmal, und dann auch nur im Märchen, vorgekommen. Die Prinzessin sagte jetzt eben so viele Geheißheiten, als sie früher Albernheiten gesagt hatte. Das war eine allgemeine Freude und Lustbarkeit!

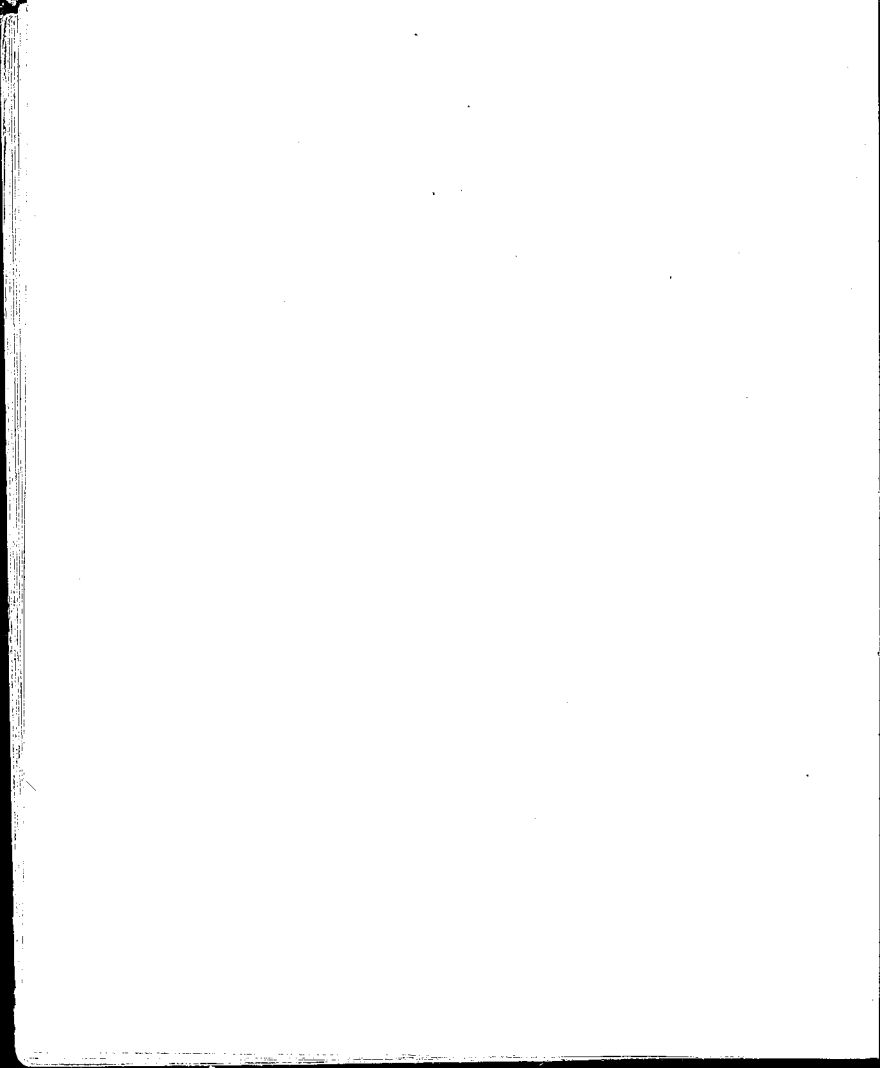
Nur die jüngere Prinzessin hatte keine Ursache, sich zu freuen, denn unannehmlich hatte sie vor der Aelteren nichts voraus und erschien sie jetzt neben ihr als nichts Anderes, denn als eine häßliche, verpöhlte Kreatur.











Der König richtete sich nach dem Rathe der plötzlich so klug gewordenen älteren Tochter, und manchmal schloß er sich stundenlang mit ihr ein, um ihre Ansichten über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entgegen zu nehmen, und dann so zu thun, als wären es seine eigenen Ansichten. Da sich das Gerücht von dieser wunderbaren Umwandlung der Prinzessin rasch durch die Welt verbreitete, strömten die Prinzen von allen Seiten herbei, um sich um die Hand einer so schönen und geistreichen Prinzessin zu bewerben. Aber unter Allen war kein einziger, der ihr geistreich genug gegliedert hätte. Doch kam endlich ein so mächtiger, reicher, verständiger und schöner Königssohn, daß sie nicht mehr hin konnte und sich mit ihrem Herzen ihm zuneigte. Der König, der das bemerkte, sagte, daß er ihr vollkommen freie Wahl lasse. Da man aber, je geachteter man ist, desto schwerer in Heirathsangelegenheiten sich entscheidet, dankte sie ihrem Vapa und bat ihn, ihr Zeit zu lassen. Um reiflicher und ungestörter über diese Sache nachzudenken, ging sie in den Wald, zufällig in denselben Wald, in dem sie die Bekanntschaft Riquet's mit dem Schopf gemacht hatte. Da hörte sie, mitten durch ihre tiefe Nachdenklichkeit, von unten herauf ein dumpfes Geräusch, wie von vielen Personen, die hin- und hergehen und sich viel zu schaffen machen. Wie sie aufmerksamer hinsah, hörte sie, wie Jemand sagte: „Bringe jene Pfanne“; ein anderer: „hole den Kessel“; ein dritter: „lege Holz in's Feuer“, und so fort. Der Boden öffnete sich zu ihren Füßen, und sie sah in eine große Küche voll von Köchen, Küchenjungen und Hofbedienten, beschäftigt, ein großes Festmahl herzurichten. An zwanzig bis dreißig oberste Hofbratenbereiter kamen hervor, marschirten unter den Bäumen hin, gruppirten sich um einen großen Tisch mit Spießnadeln, Horden, Messern und solchen Waffen in den Händen, und fingen nach dem Takte eines melodischen Gesanges zu arbeiten an.

Ganz erstaunt fragte die Prinzessin, für wen sie sich so bemühten?

„Wir arbeiten,“ antwortete einer der Chefs, „für den Prinzen Riquet mit dem Schopf, der sich morgen zu verheirathen gedenkt.“

Da war die Prinzessin noch mehr erstaunt. Sie erinnerte sich, daß morgen das Jahr um sei, und daß sie versprochenemmaßen den häßlichen Prinzen heirathen solle. Sie fiel aus den Wolken. Sie hatte die ganze Geschichte vergessen, weil sie damals, als sie das Versprechen gegeben, ein Dummköpfe gewesen und weil sie, von dem Augenblick an, da sie von ihm den Verstand erhalten, Alles aus der Zeit ihrer Dummheit vergessen. Nachdentlich ging sie weiter, aber nach kaum dreißig Schritten begegnete sie Riquet mit dem Schopf, der sich ihr festlich und schön aufgeputzt vorstellte, wie ein Prinz, der eben im Begriffe steht, in den heiligen Ehestand zu treten.

„Sie sehen, Prinzessin,“ sagte er lächelnd, „wie glücklich ich bin, und ich zweifle nicht, daß sie ebenfalls hierher kommen, um Ihr Wort einzulösen und mich, indem Sie mir Ihre Hand reichen, zum Glückseligsten aller Sterblichen zu machen.“

„Ich gestehe Ihnen,“ sagte die Prinzessin verlegen, „daß ich in dieser Angelegenheit noch zu keinem definitiven Entschluß gelangt bin, und ich glaube nicht, daß ich mich je so, wie es Euer Hebelit wünschen, werde entschließen können.“

„Sie sehen mich in Erfahrung,“ sagte Niquet mit dem Schopf.

„Das glaube ich,“ versicherte die Prinzessin, „und ich gebe zu, daß, wenn ich es mit einem ungeküssten Manne, mit einem Manne ohne Geist zu thun hätte, ich mich in diesem Augenblicke in großer Verlegenheit befände.“

„Eine Prinzessin muß vor Allen ihr Wort halten!“ rief er dagegen, „Sie müssen mich heirathen, weil Sie es versprochen haben.“

Sie erwiderte: „Derjenige, zu dem ich hier zu sprechen die Ehre habe, ist der geistreichste Mann der zivilisirten Welt und so bin ich gewiß, daß er Vernunft annehmen wird. Sie wissen, daß ich mich, selbst als ich dumm war, nicht entschließen konnte, Sie zu heirathen; wie wollen Sie nun, daß ich jetzt, mit dem Geiste, den Sie mir gegeben und der mich nur höherer macht, es über mich gewinne, einen Entschluß zu fassen, den ich in aller Dummheit nicht zu fassen im Stande war? Wenn Sie mich auf jeden Fall heirathen wollten, so hatten Sie Unrecht, mir meine Dummheit zu benehmen und mir Lächer aufzusetzen, bei denen ich die Dinge deutlicher sehe als zuvor.“

Und Niquet mit dem Schopf darauf: „Wenn es einem Dummtopfe wohl anstände, wie Sie anzudeuten die Güte hatten, Sie, Madame, kein Wort zu nehmen, warum sollten Sie es mir verdenken, o Gebieterin, wenn ich in einem Falle, wo es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, mich so geberde, wie ein Dummtopf? Ist es vernünftig, daß Leute von Geist vor solchen, die keinen haben, im Nachtheil bleiben sollen? Wollen Sie das behaupten, Sie, die so viel besitzen, und die sich so sehr nach Geiste gekümmert haben? Allein der Werte sind genug gewechselt. Zur Sache, wenn Sie nichts dagegen haben! Von meiner Häßlichkeit abgesehen, mißfällt Ihnen etwas an mir? Genügen Ihnen nicht meine Herkunft, mein Geist, mein Charakter, meine Manieren?“

„Ja,“ rief die Prinzessin, „Alles, was Sie hier nennen, kann ich an Ihnen nur bewundern.“

„Wenn dem so ist,“ rief Niquet mit dem Schopf noch lauter, „dann bin ich meines Glückes gewiß, denn Sie können mich in den liebenswerthesten der Männer umgesehen.“

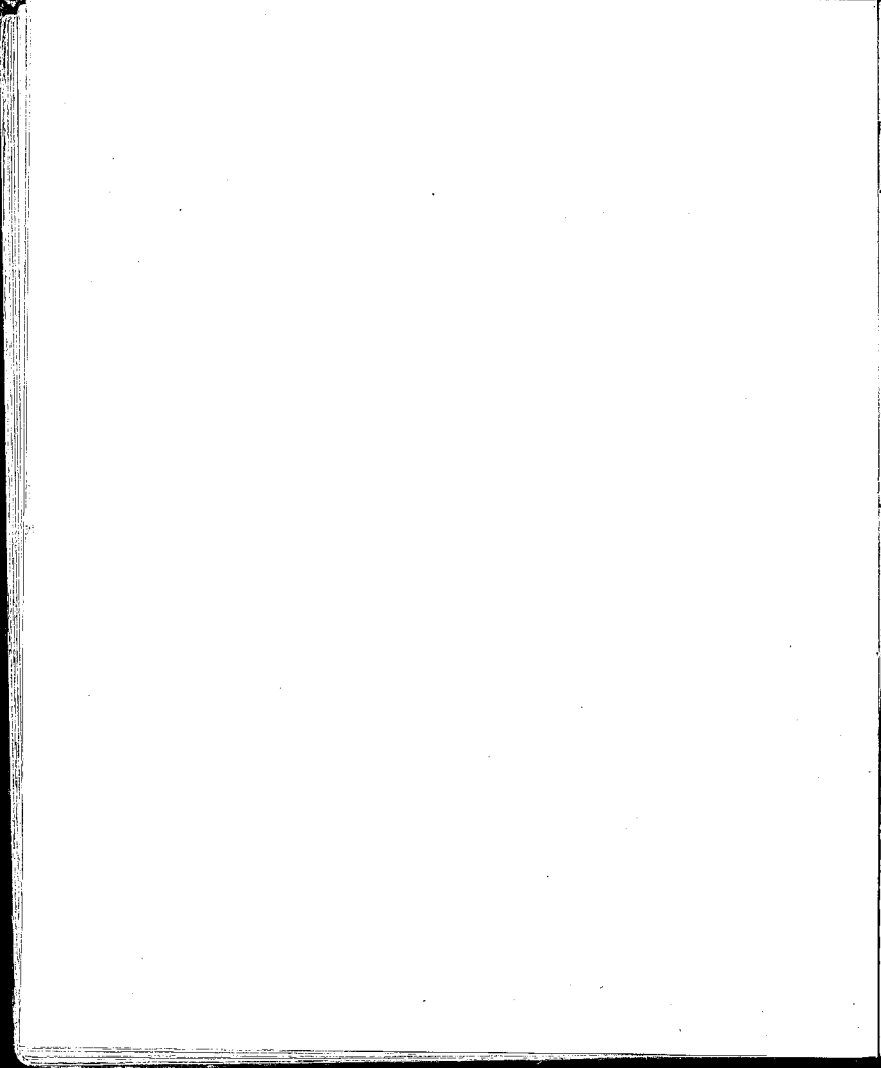
„Wie soll das möglich sein?“

„Sie werden es möglich machen,“ versicherte Riquet, „wenn Sie mich genugsam lieben, um zu wünschen, daß es so sei, und um der Sache und allen Zweifeln ein Ende zu machen, erfahren Sie hiemit, daß dieselbe Fee, die mir am Tage meiner Geburt die Kraft verlieh, die Person, die ich lieben werde, mit Geist und Verstand auszuwählen, Ihnen, o meine Angebetete, die Fähigkeit bescheerte, den, den Sie auserwählen und dem Sie Ihre Gunst gewähren wollen, mit Schönsheit zu begaben.“

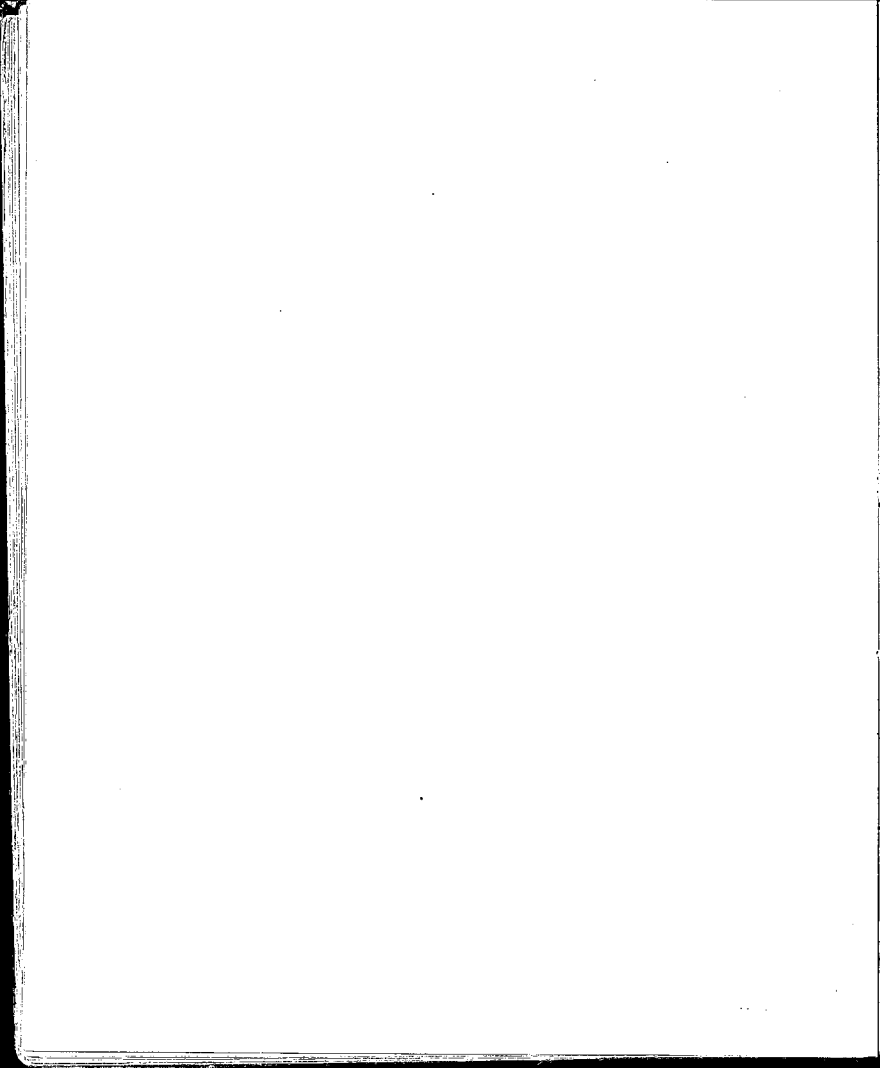
„O!“ jubelte die Prinzessin, „wenn sich die Dinge so verhalten, dann wünsche ich von ganzem Herzen, daß Sie der schönste, der reizendste, der liebendwürdigste aller Prinzen werden, und daß die Hingabe an Ihnen auf's Glänzendste und Verschwendendste ihren Zauber bewahrt.“

Schon stand Riquet mit dem Schopf als der schönste, schlankste, bestgebaute, reizendste Kavaliere vor ihren Augen. Es gibt Leute, die behaupten, daß Riquet nach wie vor eine Vogelscheuche geliebt, und daß nicht der Zauber der Fee, sondern der Zauber der Liebe allein diese Verwandlung bewirkt habe, und daß die ganze Geschichte weniger ein Märchen als eine Allegorie sei, die da besagt, daß die Liebe Dumm zu klug, und Häßlich zu schön mache — aber wie immer sich die Sache historisch verhalten möge, so viel steht fest, daß die Prinzessin sofort in die dargebotene Hand einschlug. Und am folgenden Tage wurde die Hochzeit gefeiert, wie es Riquet mit dem Schopf vorausgesehen und vorbereitet hatte. Nicht ein Braten ging verloren! Die häßliche aber geschiedte Schwester schrieb viele Bücher.



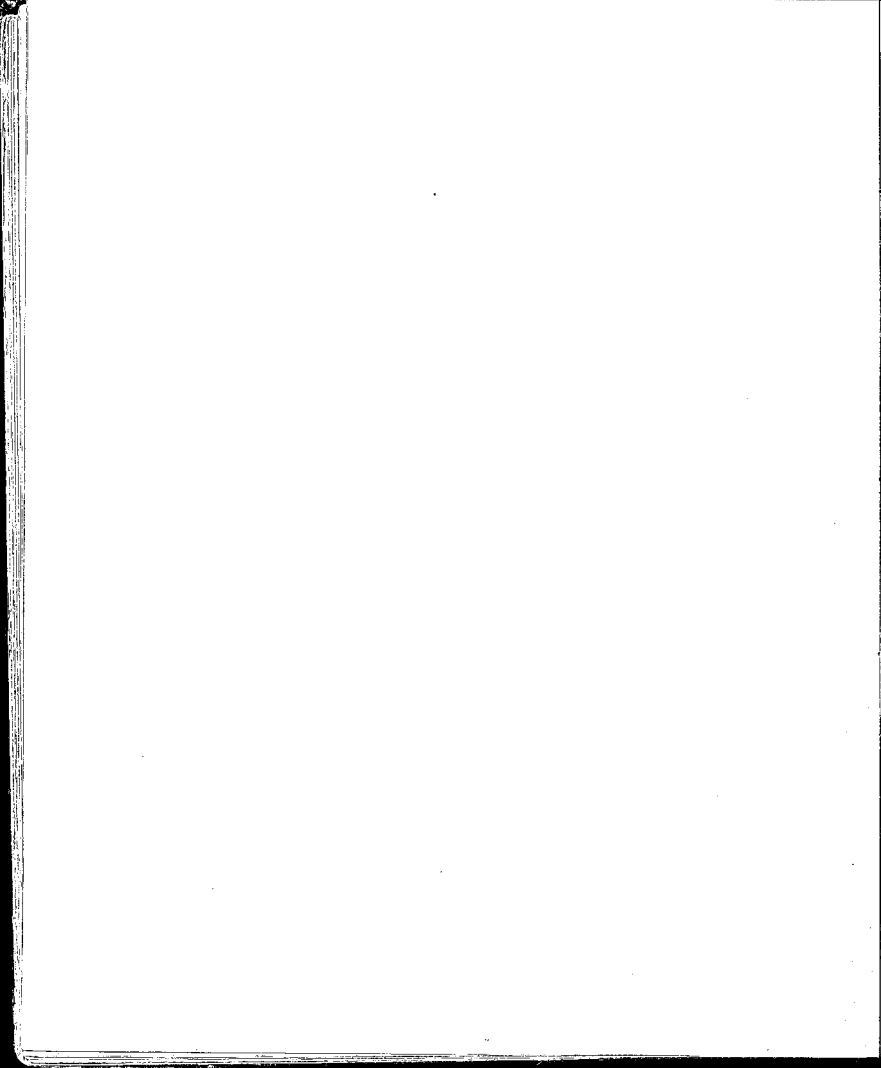














## Eselshaut.

Es war einmal, aber es ist schon lange her, ein großer König, der war von seinen Untertanen so geliebt, von allen seinen Nachbarn und Allirten so geachtet, daß man ihn mit seiner Hofzeitung, wenn es wahr gewesen wäre, überzeugtermaßen den glücklichsten aller Monarchen hätte nennen können. Sein Glück wurde noch durch die Tugend der Landesmutter, seiner Gemahlin liebet, erhöht, die nebenbei eine große Schönheit war, und das glückliche Paar der Landeseltern lebte in schönster Eintracht. Aus ihrem keuschen Ehebett erwuchs eine mit so vielen Reizen und Tugenden geschmückte Prinzessin-Tochter, daß sie sich über den Abgang fernerer Nachkommenschaft billig trösten konnten.

Das kann man der Ueberlieferung glauben, daß in des Königs Palaste Pracht, Geschmack und Ueberfluß herrschten; und aus Gefälligkeit und der Seltenheit wegen wollen wir auch gläubig hinnehmen, was ferner berichtet wird: daß seine Minister weise und gerecht waren; die Höflinge tugendhaft und anhänglich; die Diener fleißig und treu. Und sehr einleuchtend ist, was man weiter erzählt, daß die Stallungen weit, groß und schön waren, daß die armen Leute die prächtigen, immer reichgezümmten Pferde um ihre Wohnung beneiden konnten, und daß kein noch so großer Gelerter des weiten Reiches so gut logirt,

gelleibel und genährt war, wie des Königs Pferde und Pferdeknechte. Auffallend war nur dieses, daß in diesen prächtigen Stallungen ein Hesel den obersten, besten und vornehmsten Platz einnahm. Aber diesem Hesel mußte man es zugesehen, daß er die Ehren, die ihm zu Theil wurden, reichlich verdiente. Er war gewissermaßen die Vertörperung der Civilliste des Königs, denn an der Stelle hinter ihm, wo man bei andern Hesel nur Schmutz zu finden pflegt, fanden sich jeden Morgen, in schönen, wohlgeordneten Haufen, große Mengen von Laubhaislern und von Louis- und Friedrichsd'oren aller Art, die man nur mit dem Besen zusammen zu fegen brauchte, um mehr zu haben, als der ganze magnifice Hof- und Haushalt des Königs bedurfte. Der Eine Hesel war mehr werth, als ein ganzes Duzend der besten Finanzminister, und das um so mehr, als er selbst in den schlechtesten Zeiten es verschmähte, Papier auszugeben, und bei Geld und Silber blieb.

Wie aber in dieser besten der Besten Alles dem Wandel unterworfen ist, das Glück der Könige eben so gut wie das der Unterthanen, und wie auf Freud Leid folgen muß, so geschah es auch, daß die Königin plötzlich eine bössartige Krankheit heimsuchte, an der die Kunst der berühmtesten Aerzte zu Schanden wurde. Die Trostlosigkeit lag wie ein dicker Nebel auf dem ganzen Lande. Der gefühlvolle König, trotz dem bekannten Worte, daß das Ehebett der Sarg der Liebe sei, noch immer bis über die Ohren in die Königin verliebt, tief in alle Kirchen, that alle möglichen Gesandte, bot sein Leben für das der geliebten Gattin dar — vergebens — Götter und Heen blieben erbarmungslos.

Wie sie ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, sprach die hohe Kranke zu ihrem in Thronen schwinmenden Gatten wie folgt: „Hoher Gatte, gestatten Sie in meiner letzten Stunde eine Bitte, nämlich, daß, wenn Sie Lust haben, sich wieder zu verscheligen . . .“

„Niemals! Niemals!“ fiel ihr hier der König schluchzend in's Wort, bedeckte ihre Hand mit Küßchen und versicherte, daß in dieser Beziehung jedes Wort eitel sei . . . „Zweite Ehe!“ — sagte er bitter — „mein, liebe Königin, befehlen Sie lieber, daß man mich gleich mit Ihnen bestatte . . .“

„Der Staat,“ sagte die Königin mit einer politischen Reife, die ihm den bevorstehenden Verlust noch empfindlicher machte, „der Staat verlangt einen männlichen Thronfolger, und da ich Ihnen nur eine Tochter gegeben, wird man in Sie dringen, für einen Sohn zu sorgen, der Ihre Tugenden erbe und Ihre segensreiche Regierung fortsetze. Nun aber beschwöre ich Sie auf's Aufründigste, bei aller Liebe, die uns verbunden, weichen Sie dem Andrängen Ihrer Völker nicht

cher, als bis Sie eine Prinzessin gefunden, die schöner und besser gewachsen ist, als ich es war. Versprechen Sie mir das mit einem Eide und ich will ruhig verschweigen.“

Dahinter stak weibliche Bosheit, denn sie bildete sich ein, daß eine schönere und besser gewachsene Königin in allen christlichen Reichen nicht aufzutreiben sei, und daß sie durch diesen Schwur eine zweite Ehe des Königs vereitle. Die Weiber nämlich sind oft über's Grab hinaus eifersüchtig. Und so starb sie selig im Herrn.

Der König war außer sich, weinte Tag und Nacht und versäumte nichts, was einem frischen Wittwer wohlthätig ist.

Aber zu heftiger Schmerz tobt sich aus. Auch kamen bald die Großen der Krone, die den König aufforderten, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Als man ihm dieses Ansuchen zum ersten Male stellte, schien es ihm sehr hart und bewirkte nur, daß er auf's Neue in Thränen ausbrach. Er entschuldigte sich mit dem der Hochseligen geleisteten Eide und forderte sie heraus, ihm eine schönere und besser gewachsene Königin zu finden, ebenfalls vermeinend, daß dieß unmöglich sei. Aber der Staatsrath und die Großen der Krone beharrten bei ihrer Forderung, unterthänigster Bitte und treuehuldigster Vorstellung — in Erwägung, daß es eine sentimentale Thorheit sei, sich an solche Liebeschwüre zu halten, während man sich, wo die Staatsräson und das Interesse es gebieten, um ganz andere Eide, Versprechungen und Verträge nicht kümmere; in Erwägung, daß an der Schönheit einer Königin, und ob sie gut gewachsen sei, gar wenig, wohl aber an ihrer Tugend und vor Allem an ihrer Fruchtbarkeit gar viel liege; in Erwägung, daß der Staat im Interesse der Ruhe und der geordneten Thronfolge eines oder mehrerer Prinzen auf's Dringendste bedürfe; daß die Prinzessin allerdings hässliche, einer großen Königin nothwendige Tugenden besitze, aber daß sie einen Freuden zu ihrem Queens consortie machen müsse, und daß dann der König-Gemahl sie entweder in die Fremde einführe oder, wenn er mit ihr im Lande bleibe, seine Kinder doch nicht mehr dem alten, aufgesammeten Geslüt, an das man nun einmal gewohnt sei, angehören — und in Erwägung endlich, daß, wenn kein Prinz aus dem alten Hause mehr da sei, habgierige Nachbarn leicht Successionskriege erregen und das Reich verderben und zerreißten könnten, wie das in der Geschichte schon zu wiederholten Malen vorgekommen u. s. w. Alle diese Erwägungen machten auf den König einen solchen Eindruck, daß er beschloß und versprach, sie in Erwägung zu ziehen.

Als ein König, der sein Versprechen, wenigstens solche, zu halten gewohnt war, fing er darauf in der That an, sich unter den existirenden Prinzessinnen umzusehen. Täglich wurden ihm

reizende Porträts zur Ansicht vorgelegt, aber keines hatte die Schönheit der Hochseligen und so kam er zu keiner Wahl, zu keinem Entschluß.

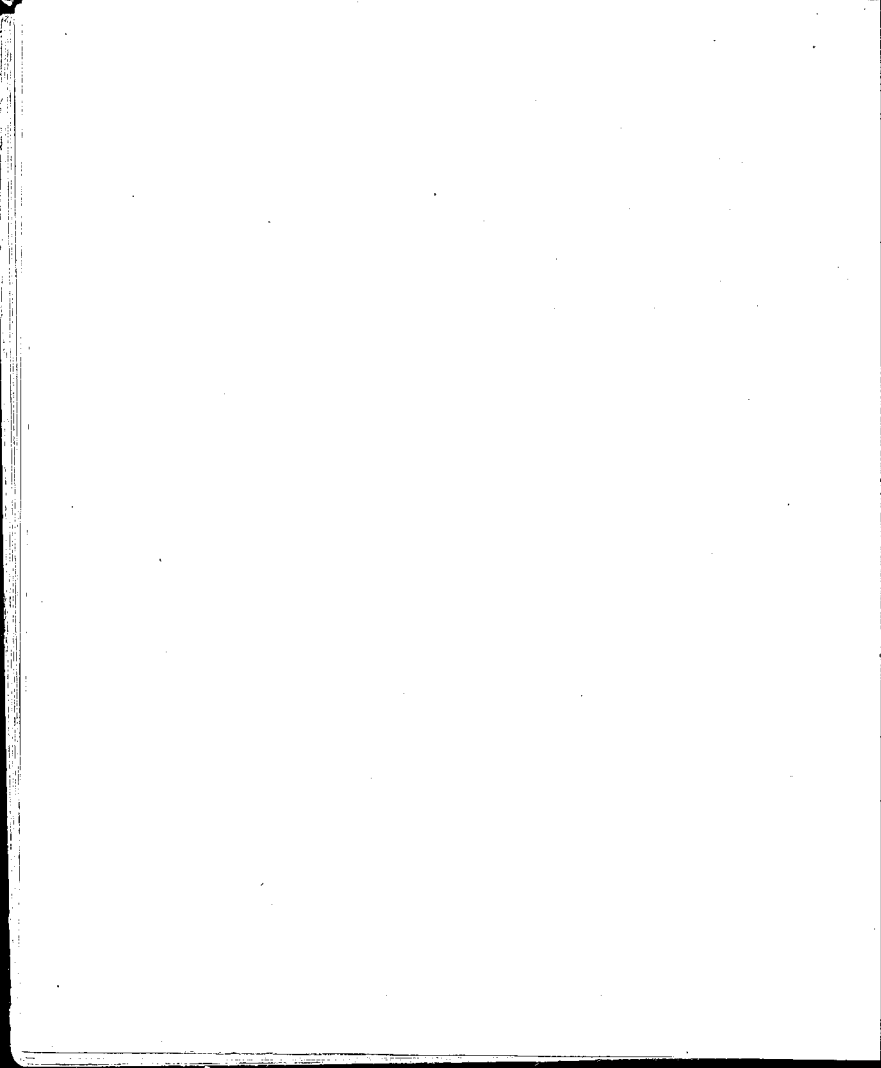
In einer unglückseligen Stunde stand er plötzlich betroffen vor einem Gedanken, vor einer Bemerkung: die Prinzessin, seine eigene Tochter, war nicht nur bezaubernd schön und wunderbar gewachsen, sie übertraf noch weit die Hochselige an Geist, Muth und Allem, was das weibliche Geschlecht reizend machen kann. Ihre Jugend, ihre Schönheit entflammte ihn brennend, daß er es vor ihr nicht länger verbergen konnte, und daß er endlich mit der Entfarrung herausrückte, sie, nur sie heirathen zu wollen, weil auch sie allein ihn von seinem Schwur entbinden könne.

Die junge, schöne, tugendhafte Prinzessin meinte in Ohnmacht fallen zu müssen. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie weinte, sie beschwor ihn, sie doch nicht zu so Unsißlichem zu zwingen.

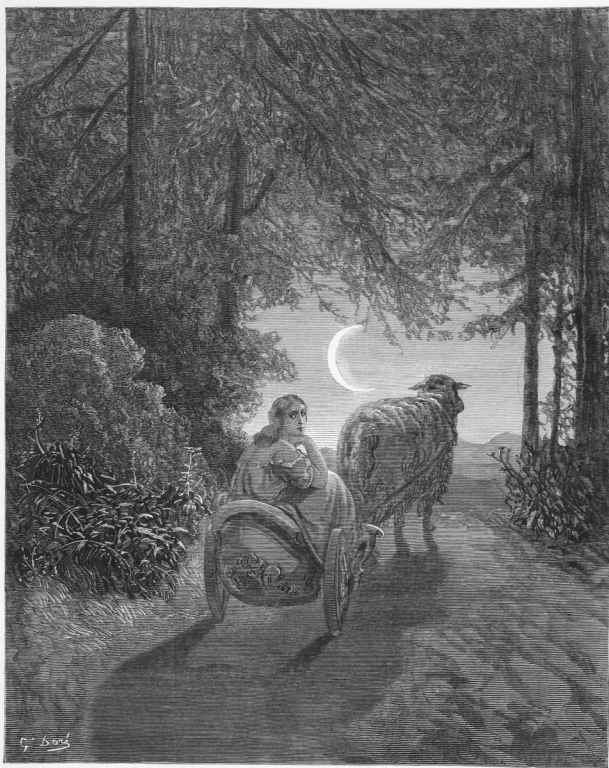
Der König, der, seinem Stande gemäß, sich nichts versagen konnte was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, ging hin, um sich mit einem alten Deutiden, seinem Beichtvater, in dieser Angelegenheit zu verathen, und das Gewissen der Prinzessin zu beruhigen, wohl wissend, daß dieser Hofdeuide für alle Hossünden die schönsten Entschuldigungen zu finden verstand. In der That verließ er den Beichtvater wieder, überzeugt, daß es ein frommes und gottseliges Werk sei, seine Tochter zu heirathen. Demgemäß umarmte er die Prinzessin und befahl ihr, sich für Alles, was zur Hochzeit gehört, vorzubereiten.

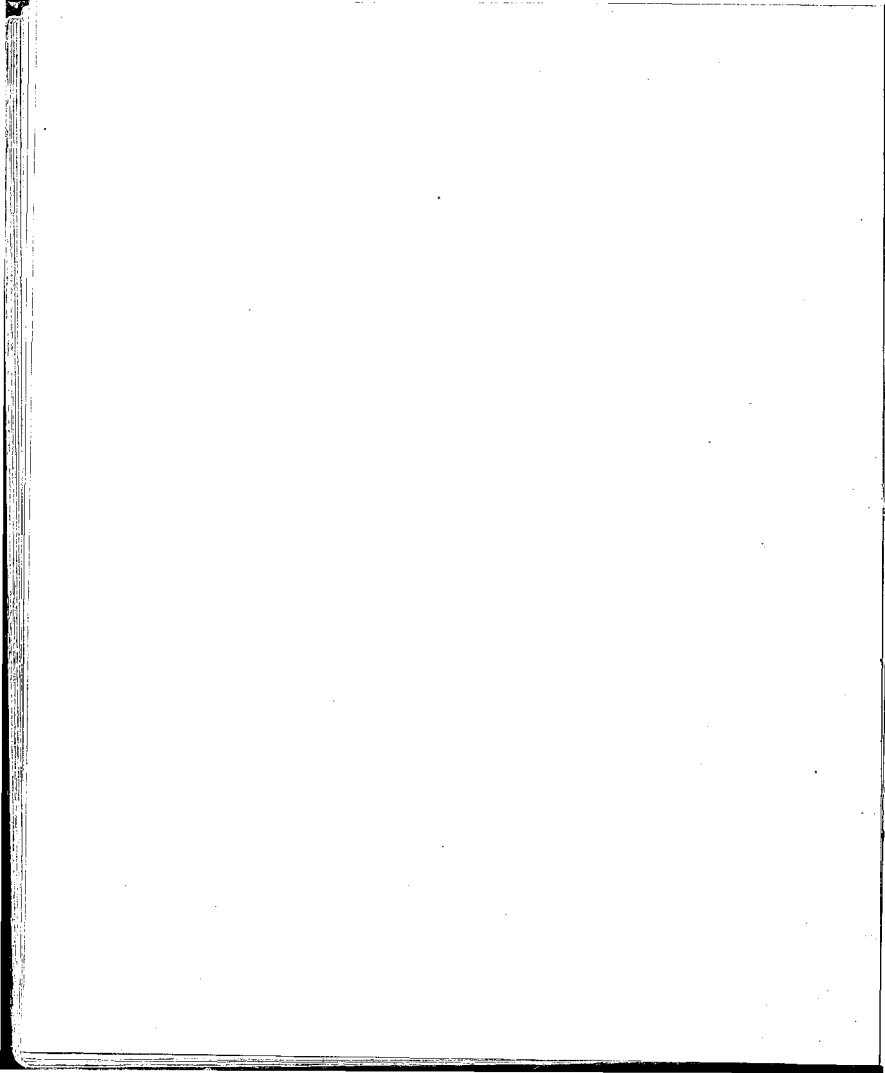
Zu dieser verzweifelten Lage blieb der armen Prinzessin nichts übrig, als sich an ihre Rathe, die Gliederher, um Rath und Hilfe zu wenden, und in der Nacht schlich sie aus dem Palaste, spannte einen Hammel, der ihr Vertrauen besaß und der alle Wege kannte, vor ihr Kabriolet und fuhr im Mondschein davon. Noch vor Mitternacht kam sie bei der See glücklich an. Diese wußte natürlich schon, um was es sich handelte, ließ sich aber doch Alles ausführlich erzählen, und versicherte dann die Prinzessin, daß sie ganz ruhig sein könne, und daß ihr nichts Böses geschehen werde, wenn sie nur ihre, der See, Rathschläge pünktlich befolge, „denn“, sagte sie, „es wäre ein großer Fehler, seinen Vater zu heirathen, und man muß dem auszuweichen suchen, ohne ihm gerade zu widersprechen. Verlange Du, als Belohnung für Dein Jawort von ihm ein Kleid von der Farbe des Wetters; sage Du, es sei einmal Dein Geschmak, ein solches Kleid, und Du würdest nicht eher Ja sagen, als bis er Dir dasselbe verschaffe. Niemals, bei aller Liebe und Macht, wird er Dir ein Kleid von der Wetterfarbe verschaffen können.“











Gleich am nächsten Morgen that die Prinzessin, wie die Fee gesagt hatte, und schwor, zu dieser Heirath nicht eher Ja zu sagen, als bis sie ein Kleid von Wetterfarbe besäße.

Der König war entzückt; er ließ sogleich die berühmtesten Fabrikanten des Landes kommen und versprach denjenigen, der ihm ein Kleid von schönster Wetterfarbe fabrizire, den Orden für Kunst und Wissenschaft und eventuell den Adel.

Die Fee, eine, wie schon ihr Stand verräth, aus alter Zeit stammende und zurückgebliebene Person, kannte nur die alten Fernwunder, rechnete nicht mit den modernen Wandern der Industrie, und berücksichtigte nicht die Zaubermittel, die ein König in Gestalt von Orden, Titeln und dergleichen in der Hand hat — und so kam es, daß nach zweimal vierundzwanzig Stunden das bestellte Kleid fix und fertig war. So sehr hatte es die Farben des schönsten Wetters, daß, als es der Industrielle in's Zimmer brachte und daselbst ausbreitete, der Barometer, der auf „Regen“ und „Veränderlich“ stand, mit einem Satz auf „Schön“ und „Beständig schön“ hinaufsprang.

Der König jubelte, die Prinzessin eilte wieder zur Fee, um neuen Rath zu holen. Diese meinte, es sei nichts zu thun, als auf dieselbe Weise fortzufahren und noch ein Kleid von Mondfarbe zu verlangen.

Das that denn die Prinzessin; aber schon nach vierundzwanzig Stunden brachte derselbe Industrielle, der schon seinen Orden hatte, aber noch höher hinaus wollte, ein Kleid, das war so sehr Mond, daß eine dicke Hofdame bei dessen Anklide sofort mondsüchtig wurde und die Wände hinanzusteuern begann.

Das Kleid war so schön, daß die Prinzessin darüber ihren Kummer, nicht aber ihre Tugend vergaß. Sie nahm es an sich, fuhr aber fort zu verzweifeln und zu klagen. Jetzt kam die Fee selber heran und rieth, ein Kleid von der Farbe der Sonne zu verlangen.

„Die Sonne,“ sagte sie, „wird doch hoffentlich die verachtete Industrie nicht nachahmen können! — und wenn sie es kann, so haben wir doch Zeit gewonnen und können uns indeß auf Anderes besinnen.“

So verlangte denn die Prinzessin ein Sonnenkleid.

Der König war unterdessen, gerade in Folge des fortgesetzten Widerstandes, so verliebt geworden, daß er auch darauf einging, was er an Diamanten und Rubinen besaß hergab, und befahl, daß man eine Robe fertige, welche die Sonne nicht nur an Glanz erreiche, sondern sogar übertreffe.

Und siehe da, es kam ein Kleid zu Stande, das Alle, die es sahen, zwang, die Augen zu schließen. Damals kamen die Mäuen und schwarzen Brillen in Aufnahme.

Die Prinzessin war außer sich, die Hec wüthend. Sie schimpfte auf die moderne Industrie wie ein alter Junker.

Nachdem sie sich ein wenig beruhigt, sagte sie: „Nun aber wollen wir uns mit diesen Tenselswerken nicht weiter befassen, sondern die sündige Liebe des Herrn Vaters auf eine Probe stellen, die er schwerlich bestehen wird. Wir wollen einmal sehen, wie sich ein König benimmt, wenn man an seine Einkünfte rührt. Gehe hin, meine Tochter, und verlange die Haut jenes Esels, den er so hoch schätzt, und der ihm von hinten eine so große Rente abwirft. Gehe hin und verlange besagte Haut.“

Die Prinzessin, glücklich, noch ein Mittel zu besitzen, um dem verabschiedeten Ehebunde zu entgehen, und überzeugt, daß der König den geliebten Esel ihr nicht opfern werde, verlangte also mit vielem Mühe und großer Entschiedenheit die Haut des kostbaren Thieres.

Der König erschraf, sagte sich aber bald, überlegte und murmelte vor sich hin: „Verliere ich auch diesen gelbliefernden Esel, so habe ich doch ein anderes, millionenköpfiges Lastthier, das man Volk nennt, und das in Form von Steuern das durch den Verlust des Esels entstehende Defizit decken kann. Es kommt nur auf die Gebahrung an, wenn man auch ein wenig von der bisherigen Gepflogenheit absehen muß. Sie werden große Augen machen, aber . . .“ Und er gab Befehl, daß der Goldesel geschlachtet werde.

Als man ihr im Namen des Königs die Haut des Esels in einem schön geschuizten Kofferchen herbeibrachte, ranste sich die Prinzessin die Haare aus; jetzt sah sie keinen Ausweg mehr, um den bösen Wüthenden ihres Vaters zu entgehen.

Die Hec, die dazu kam, rief entrüstet: „Was treiben Sie, mein Fräulein? Verkennen Sie Ihre Lage nicht! Dieß ist der schönste Augenblick Ihres Lebens. Hüllen Sie sich in die Haut, verlassen Sie den Palast und wandern Sie, so weit Sie die Erde trägt. Gibt es etwas Schöneres, als die Gelegenheit, Alles der Tugend zu opfern, der Tugend, die am Ende jeder Geschichte belohnt werden muß? Ich werde in dieser Beziehung das Meinige thun und dafür sorgen, daß alle die schönen Kleider und Kostbarkeiten, die Sie der Liebe ihres Vaters danken, wohl eingepackt, Ihnen überall hin folgen. Nehmen Sie diesen meinen Zauberstab. Wo immer Sie die Erde damit berühren, wird der Koffer, so oft Sie sein bedürfen, vor Ihnen stehen. Jetzt aber halten Sie sich nicht länger auf und glückliche Reise!“

Die Prinzessin nahm von der Bathe zärtlichen Abschied, bat sie um ihre fernere Protection, obwohl ihr die zeitliche wenig genügt, kühlte sich in die häßliche Haut, beschmierte sich das schöne Gesicht senzend mit Dienruß, und schlich unerkannt aus dem Palaste ihrer Ahnen.

Die Flucht der Prinzessin verbreitete allgemeine Befürzung; der König war mehr als verzweifelt; die Hochzeitskuchen und Braten, die bereit standen, sahen ihn an, wie eben so viele Grabsteine seiner Liebe.

Alles zitterte vor Besorgniß, das Hockschlagen seiner Hoffnungen werde ihn in einen Tyrannen verwandeln, und in der That erfüllte er die weiten Räume seines Palastes, die er durchtobte, mit tyrannischen Reden und Drohungen. An jenem Tage unterschrieb er mehrere Todesurtheile mit Lachen und in so zierlicher Handschrift, daß man ihn das Behagen an dieser Beschäftigung anjah — wahrhaft calligraphisch.

Zu einiger Besinnung gekommen und sich der Mittel erinnernd, die ihm zu Gebote standen, erließ er hinter der entflohenen Prinzessin Steckbrief auf Steckbrief, sprengten hunderte von Gensdarmen nach allen Seiten in's Land hinaus, schlichen noch mehr geheime Volksgisten nach allen Weltgegenden, und erhielten alle Autoritäten den Befehl, auf die Entflozene zu fahnden und sie im Betretungsfalle direct an das Cabinet des Königs anzuliefern. Auch mit den benachbarten Staaten wurden durch außerordentliche Gesandte schnelligst Auslieferungsverträge abgeschlossen unter Zusicherung von Gegenseitigkeit und von Rechten der meistbegünstigten Nationen. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege hoffte der König der Entflozene habhaft zu werden; aber die Fee machte sie unsichtbar, und da forrten die Gensdarmen und Spizel lange suchen und dem König blieb nichts übrig, als sich zu ärgern und sich zu trösten.

Unterdessen wanderte die Prinzessin weit, weiter, immer weiter und noch weiter und suchte überall nach einem Unterkommen.

Aber die Aufstellungen, wenn man darnach sucht, sind immer rar, und von der schmutzigen Person wollte man vollends nichts wissen; höchstens daß man ihr hie und da aus Barmherzigkeit ein Stück Brod zur Stillung ihres Hungers und um sie so schnell als möglich los zu werden, verabreichte.

Endlich kam sie, in der Nähe einer großen Stadt, in einen Meierhof, dessen Wächterin einer Schmutzmagd bedurfte, welche die Schmutzlappen waschen, die Entthühner füttern und die Schweinefälle reinigen sollte. Dazu schien die Prinzessin in der Eselshaut gerade gut genug und sie

nahm die Stelle, müde des laubstreicherelebens, gerne an. Man wies ihr den verborgensten Winkel im Hause an, und in den ersten Tagen war sie die Zielscheibe des Spottes der ganzen Dienerschaft, so schmutzig und widerlich nahm sie sich in ihrer Gelschaut aus. Nach und nach aber gewöhnte man sich an ihren Anblick und ließ man sie um so lieber in Ruhe, als sie ihre Pflichten auf's Gewissenhafteste erfüllte und das ihr anvertraute Vieh auffallend gebieh.

Eines Tages, da sie, die Schafe und Ziegen hütend, mit einem Lamm spielend und ihr trauriges Gesicht bedenkend, in hohler Einsamkeit am Rande eines kleinen Bässers saß, fiel es ihr ein, sich darin zu bespiegeln, und sie erschrak über die häßliche Gelschaut, die sie bedeckete, und über ihr ganzes Aussehen. Schnell wusch sie Hände und Gesicht, die weiß wie Elfenbein zum Vorschein kamen, und die Furchen ihres Gesichtes schien sich unter der Schmutzdecke besonders gut konservert zu haben. Erstent über ihre Schönheit badete sie sich ganz — aber hierauf mußte sie sich doch wieder in ihre Gelschaut hüllen. Allein am nächsten Tage, einem Feiertage, schloß sie sich in ihr Kämmerlein, zauberte ihren Koffer herbei und legte das wunderschöne Wetterkleid an. Ihr Zimmerchen war so klein, daß nicht einmal die Schleppe darin Platz hatte. Das störte sie nicht; sie hatte ihre Freude an ihrem Putz und ihrer Schönheit, und beschloß, sich diese Freude nunmehr jeden Sonn- und Feiertag zu gönnen.

Das that sie denn auch pünktlich, steckte Blumen und Diamanten in's Haar, und frisirte dieses, das wie von Gold und außerordentlich reich und lang war, mit der ausgefechtesten Kunst. Sie bedauerte nur, daß sie als Zeugen ihrer Schönheit niemand Anders um sich hatte, als ihre Truthühner, Schafe und Schweine, denen sie als Gelschaut eben so lieb war, wie als schönste Putzgeßin. „Gelschaut“ aber war, nach ihrer Toilette, ihr bleibender Name geworden.

Eines Tages, es war gerade ein Feiertag, als Gelschaut das Sommerkleid angezogen hatte, kam der Prinz, von einer Jagd zurückkehrend, in diese Meierei, die ihm gehörte. Der Prinz war jung, schön, wohlgestaltet, geliebt vom König, seinem Vater, und von der Königin, seiner Mutter, und im Volke außerordentlich populär. In dieser letzteren Eigenschaft ließ er sich herab, bei der Pächterin ein gutes, ländliches Mahl einzunehmen, und dann die ganze Meierei von unten bis oben und in allen Winkeln zu durchstöbern.

So kam er auch in einen dunkeln Gang, und am Ende desselben an eine verschlossene Thüre. Hier hatte er nichts Giltigeres zu thun als durch's Schlüsselloch zu sehen. Man kann nicht wissen, dachte er, was man durch ein Schlüsselloch zu sehen bekommt. Durch ein Schlüsselloch, wie klein es ist, sieht man oft große Dinge.

Er künfte sich nicht; er sah die wunderschöne Prinzessin, die er in ihrem herrlichen Putz und mit ihrem majestätischen Blick für eine Fee hielt. Am liebsten hätte er die Thüre gleich eingetreten, aber der Anblick der Prinzessin schloß ihm so großen Respekt ein, daß er es denn doch bleiben ließ.

Er konnte sich nicht trennen von dem Schloßloch — er that es doch, aber nur, um Erkundigungen einzuziehen nach der Person, die in dem Stübchen am Ende des dunkeln Ganges wohnte.

Man antwortete ihm, das sei eine Schürzenmagd, Namens Eiselskaut, die man ihres Schmutzes wegen weder ansehe noch anspreche, die man nur aus Varnherzigkeit in's Haus genommen, um sie die Dentschühner und Schafe hüten zu lassen.

Der Prinz sah wohl ein, daß diese dummen Leute die wahre Wahrheit nicht kannten und fragte nicht weiter.

Im Palaste angekommen war er bereits arg verliebt und taugte ihm fortwährend das Bild jener Herrlichen, die er durch's Schloßloch gesehen, vor Augen. Er machte sich Vorwürfe, die Thüre nicht doch eingestoßen zu haben, und nahm sich vor, es das nächste Mal gewiß zu thun. Aber noch in derselben Nacht zog ihm sein erhitztes Blut ein solches Fieber zu, daß er in Lebensgefahr schwebte.

Die Frau Mutter, deren einziges Kind er war, sah mit Verzweiflung, daß kein Mittel ansetz. Sie versprach den Aerzten die höchsten Belohnungen, aber deren Kunst erwies sich, wie so oft, als ohnmächtig. Sie machten lange Gesichter, schnupften, ließen die Köpfe hängen, schüttelten die Perrücken, sprachen lateinisch — das war Alles, was sie thun konnten. Aber damit löst man keinen Hund vom Ofen.

Endlich wurde es etwas heller in ihren Köpfen und sie hatten einen Gedanken.

„Der Prinz,“ sagten sie, „hat irgend einen tödtlichen Kummer,“ und sie besaßen sich, diese Entdeckung der Königin mitzutheilen.

Die Königin setzte sich an das Bett ihres Sohnes und beschwor ihn, ihr die Ursache seines Grammes zu vertrauen. Wenn es sich darum handelte, meinte sie, ihm die Krone zu überlassen, so werde der König, sein Herr Vater, gewiß mit Vergnügen vom Throne steigen, um ihn darauf zu setzen. Handelt es sich aber um irgend eine Prinzessin, und wäre man selbst im Kriege mit dem Könige, dem Herrn Vater, und hätte man alle Ursache, sich über ihn zu beklagen, man würde mit ihm Frieden schließen auf Kosten des Laubes und der Untertanen, da doch ein Prinz

und sein Glück mehr werth sei, als Land und Leute und deren Glück und Ehre — nur solle er sich nicht sterben lassen — nun Gotteswillen nicht!

Diese rührende Rede war von einem Thränenkatarakt begleitet, und rührend antwortete, mit schwacher Stimme, der Prinz darauf:

„Madame! Ich bin nicht, wie andere Kron- und Erbprinzen; ich kann warten. Möge mein Papa noch lange seine Völker beglücken; ich habe nicht den geringsten Wunsch, das Geschäft noch bei seinen Lebzeiten fortzusetzen; ich will nichts anderes sein, als was ich bin, sein treuester Unterthan. Was nun aber die Prinzessin betrifft, so versichere ich, daß ich noch gar nicht daran dachte, mich zu verändern. Wenn einmal diese Zeit kommt, werde ich als guter Sohn keinen anderen Willen kennen, als den meiner hochverehrten Eltern.“

„Ach, mein Sohn,“ nahm die Königin wieder das Wort, „Dein Leben zu retten, ist mir nichts zu theuer, nichts zu schwer; rette Du das unselige, indem Du aufrichtig erklärst, was Du willst, was Dich grämt, und sei gewiß, daß Alles geschehen wird, was, wie unser erster Minister zu sagen pflegt, geschehen werden kann.“

„Nun, theure Mutter,“ rief der Prinz, „wenn dem so ist, wenn es sich um Euer theures Leben handelt, wäre es Sünde, länger mit meinen Gedanken und Wünschen hinter dem Berge zu halten. So sei es gesagt: Ich wünsche, daß mir Efelshaut einen Ruhen bade und daß er mir, kaum gebadet, sofort vorgelegt werde.“

Die Königin, die diesen Namen nie gehört, fragte, wer denn das sei? Ein Hofbeamter antwortete:

„Majestät, Efelshaut ist das häßlichste Geschöpf von der Welt; mehr Vieh, denn Mensch; eine schmutzige, ruhige Haut, die in Euer Majestät Meierei Trutzhühner hütet.“

„Schadet nichts,“ erwiderte die Königin, „mein Sohn wird auf der Heirath von der Jagd von ihrer Bäckerei gegessen haben; es ist ein Krankengelage; Efelshaut soll ihm sofort einen Ruhen baden, ich will es! Je l'ordonne! La regne le veuil!“

Man ließ, man ließ Efelshaut kommen, man befaß ihr für den Prinzen einen Ruhen zu baden, so gut als möglich.

Eine gewisse rationalistisch-historische Schule, die, und mit Recht, alles Historische auf natürlichem Wege zu erklären sucht, gestützt auf wenig zugängliche Quellen, behauptet, daß, als der Prinz in jener verhängnißvollen Stunde durch's Schlüsselloch gesehen, Efelshaut ihrerseits dieses wohl bemerkt; daß sie ihm dann durch's Fenster nachgesehen; daß sein hoher Gang, seine



edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt ihr einen tiefen Eindruck gemacht und daß sie seitdem nie ohne etwelche unterdrückte und ununterdrückte Seufzer seiner habe denken können.

Nehmen wir an, daß sich das wirklich so verhielt. Gewiß wissen wir, daß sie sich glücklich fühlte, dem kranken Prinzen etwas leisten zu dürfen. Sie schloß sich in ihr Kämmerlein ein, wusch sich vor Allen die Hände, warf sich dann in eines der schönsten Kleider, coiffirte sich wunderbar, und machte sich, so aufgeputzt, an die Verfertigung des Ruchens, zu dem sie die vorgeschriebenen sieben Sachen in bester Qualität auswählte. Während sie arbeitete und knetete, glitt ihr, unbekannt, ob mit oder ohne Absicht, ein Ring vom Finger in den Teig und blieb darin stecken.

Als der Kuchen fertig war, warf sie wieder die Gefelschaft um und übergab ihn dem Staatsminister, der vor der Thüre wartete und den sie theilnehmend nach dem Befinden des lieben Prinzen befragte. Der Staatsminister aber würdigte sie keiner Antwort und aßte mit dem Kuchen davon zum Prinzen.

Der Prinz riß ihn den Kuchen mit solcher Heftigkeit aus der Hand, und biß mit solcher Gewerbe darin, daß die Aerzte wieder die Häupter schüttelten, wie zu einem bösen Symptom, vermeinend, daß dieses nichts Gutes bedeute.

Auch sah es einen Augenblick in der That bedenklich aus, denn der Prinz fing arg zu würgen an, als ob er ersticken wollte.

Im Geheimen triumphten die Aerzte schon von wegen der Trefflichkeit ihrer Diagnose; das Würgen kam aber nur daher, daß der Prinz den Ring, der in dem Kuchen steck, beinahe verschluckt hätte. Er zog ihn noch rechtzeitig und geschickt hervor, betrachtete ihn, und die furchtbare Gsgier war mit Einemmale verschwunden.

Der Ring stellte ein feines, mit einem Smaragd geschmücktes, gewundenes Schilfrohr vor, und der Reif war ein so feiner, so feiner, daß er nur dem zartesten Finger paßen konnte.

Er küßte und herzte den Ring auf's Zärtlichste, denn welcher Sinn und Verstand wäre in der ganzen Liebe, wenn sie nicht verrückt wäre? Die holde Jugendbeselci ist doch das süßeste von allen Dingen, selbst wenn sie krank macht, wie in diesem Falle. Der Besitz des Ringes regte den Prinzen noch heftiger auf.

„Den Kuchen,“ jagte er sich, „habe ich erhalten, ob ich aber auch die Kuchenbäckerin erlinge? Alle Welt spricht despektirlich von ihr; ich mache mich lächerlich, wenn ich meine Liebe

zu ihr eingelasse — und sage ich, was ich durch's Schließelloch gesehen, so verrathe ich, daß ich durch Schließellocher sehe, und hält man mich für verrückt, weil es Niemand glauben wird.“

Alle diese Reflexionen zusammen genommen erschöpften das Fieber — und nun kamen die Aerzte, wahrscheinlich noch durch einige im Delirium gethane Ausrufe unterstützt, endlich auf die Idee, daß Seine Hoheit wohl etwa gar liebeskrank sein dürften oder könnten.

König und Königin stürzten herbei, baten ihn, er möchte nur seine Liebe bekennen und schwören, daß sie zu jeder Verbindung ihre Einwilligung geben würden und sollte dabei die allerschlimmste Medalliance herauskommen.

„O,“ lächelte der Prinz, „eine arge Medalliance kann es nicht werden mit einer Person, die einen solchen Ring zu tragen im Stande ist.“ Und so sprechend zog er den Ring hervor und zeigte ihn den erhabenen Eltern.

Diese prüften ihn als Kenner und waren ebenfalls der Meinung, daß der Ring nur einer Tochter gebildeter Herkunft passen könne. Und darauf beschwor der König seinen Sohn, sich mit der Gemahlin zu beileben, und befahl, daß man mit Paukenschall und Trompetenklang in der ganzen Stadt verkündige, daß Alles, was sich weiblich fñßt, in den Palaß komme, um den Ring zu probiren und eventuell den Prinzen zu heirathen.

Man hatte das kaum verkündigt, als sie sich schon in Schaaren herandrängten: zuerst kamen die Prinzessinnen, dann die Herzoginnen, dann die Gräfinnen, dann die Freifräulein und solche, die es werden wollten — umsonst, umsonst! Keiner wollte der Ring passen. Man kam mit dem Probiren bis herunter auf die Nähmädchen — ebenfalls vergebliche Mühe, der gesuchte garte Finger fand sich nicht.

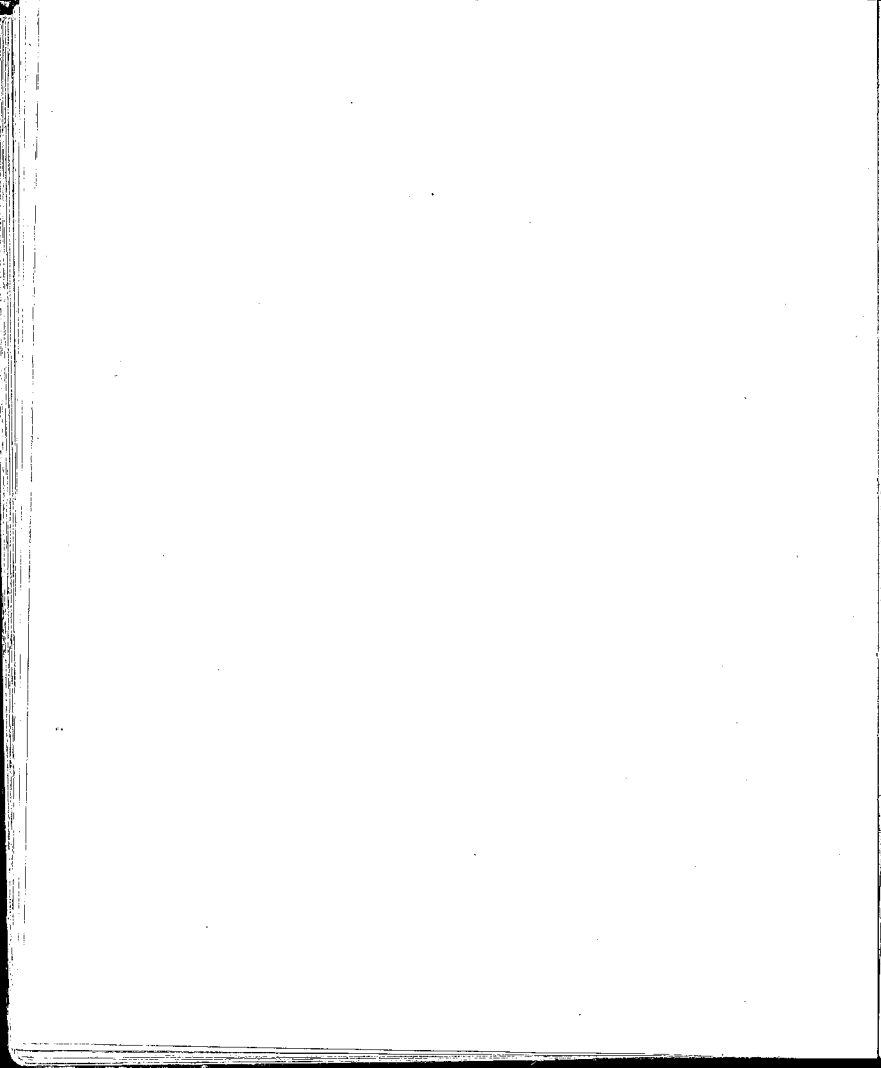
Der Prinz, den die Sache natürlich besonders interessirte, hatte sich vom Bette erheben und probirte selbst, was ihn auf's Angenehmste zerstreute. Alle Stubenmädchen des ganzen Schloßes mußten herbei, endlich die Köchinnen, die Küchenmägde, die Schaffstückerinnen — umsonst, umsonst!

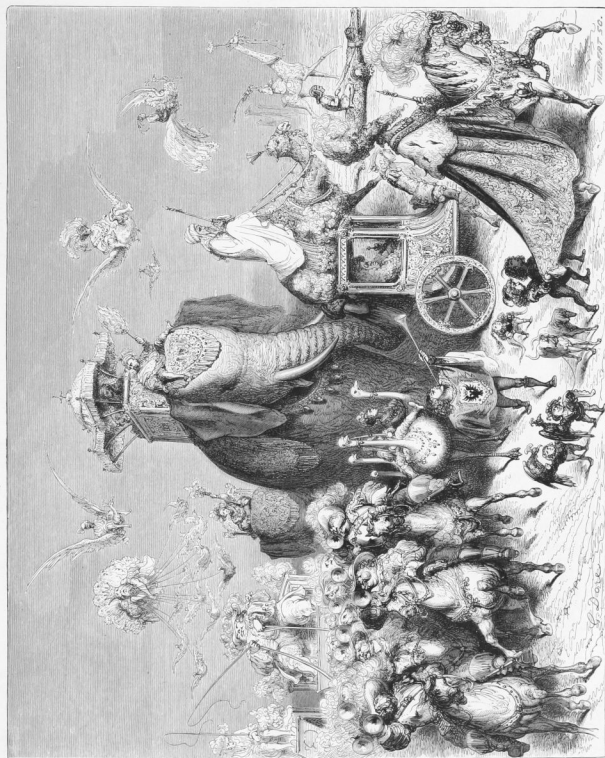
Jetzt fragte der Prinz mit aufschaulicher Miene: „Hat man denn auch jene Geselschaft kommen lassen, die mir den Ring geschenkt?“

Alle Welt lachte. Man konnte doch die schmutzige, häßliche Person nicht zu Hofe berufen!

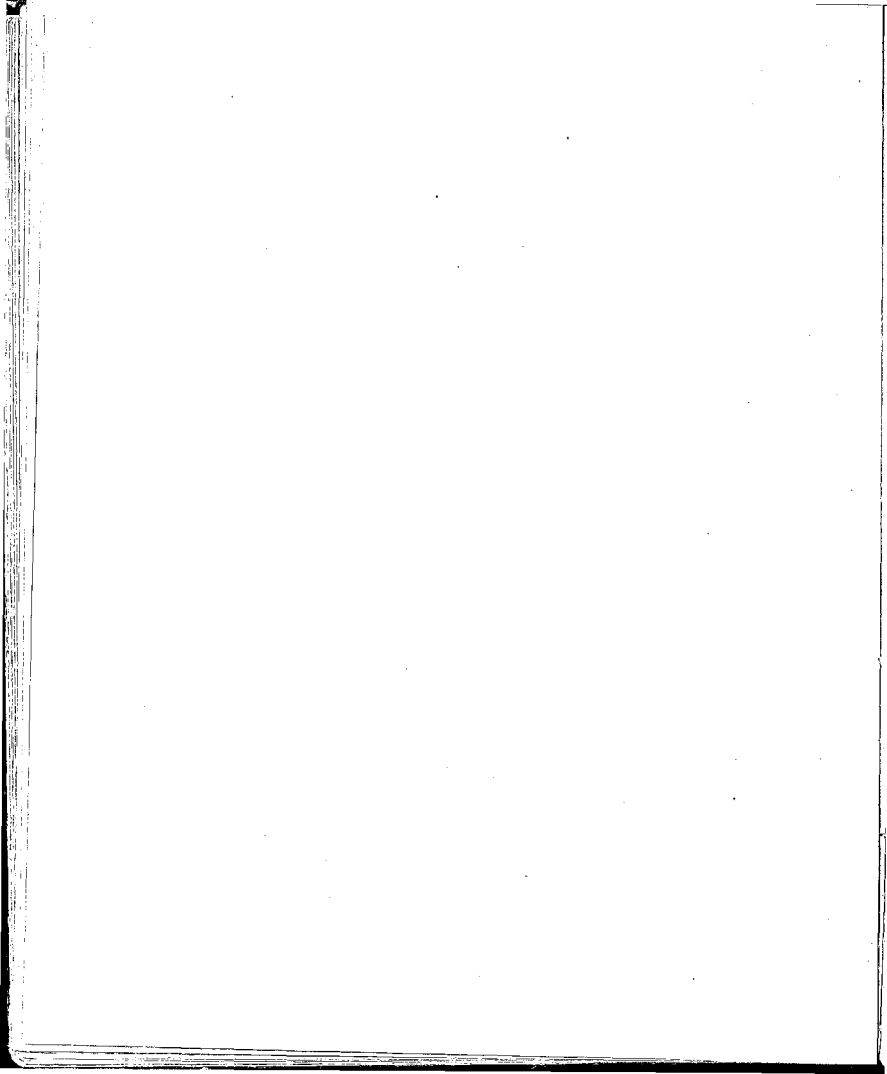
„Warum nicht?“ rief der König mit Donnerstimme, „man hole sie sogleich! Es soll nicht heißen, daß ich Ausnahmen gemacht! Freiheit und Gleichheit!“







W. H. B. 1857



Man lächelte hinter dem Rücken des Königs, aber man gehorchte und holte Erfelschaut.

Die Prinzessin, der die Geschichte schon zu lange dauerte, wie wahrscheinlich dem Leser auch, wartete mit Ungeduld und immer in der Angst, daß der Ring einer andern passen könnte, obwohl sie aus der Geschichte Fischenputzels schloß, daß der Ring nur ihr passen könne, wie jener allein das bekannte Pantöffelchen paßte. Sie war also ganz glücklich, als man kam, an ihre Thüre pochte und sie zu Hofe befohl. Man kann sich denken, daß sie, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, sich längst auf das Prachtvollste angekleidet hatte — sobald sie aber durch die geschlossene Thüre zu Hofe befohlen wurde, warf sie rasch die Erfelschaut wieder um, um den Schlüsselsteck nicht zu verfehlen. Wie sie so aus ihrer Stube heraustrat, wurde sie mit allgemeinem Hohngelächter empfangen.

„Nacht ihr nur!“ dachte sie, und ging zu Hofe.

Nach der Prinz, als er sie, die er so prächtig gesehen, in so abschreckender Gestalt wieder sah, machte große, verblüffte, enttäuschte Augen. Traurig fragte er und voll Angst, sich vor der ganzen Welt blamirt zu haben:

„Entschuldigen Sie, sind Sie es, die die kleine Stube am Ende des Ganges im dritten Hofe der Meierci bewohnen?“

„Ja dienen, Hoheit!“ antwortete die Prinzessin.

„So zeigen Sie gefälligst Ihre Hand!“ sagte der Prinz heutzend.

Nun aber ging's los! Wer war überrascht? Wer sonst als der König und die Königin, und alle Kammerherren, und alle Großen der Krone, als hinter der Erfelschaut das weißeste, zarteste, lieblichste, kuschlichste, rosigste Händchen hervorkam, auf dessen dicksten Finger der Ring hineinschlüpfte, als ob er es nicht erwarten könnte, und als endlich die Prinzessin eine leichte Bewegung mit der Schulter machte, wie wenn man einen Shawl oder Mantel abwirft, und die Erfelschaut abfiel und sie da stand in ihrer unbeschreiblichen Schönheit und Pracht.

Schon lag der Prinz zu ihren Füßen und drückte sein Gesicht an ihre Kniee, und schon hielten die Eltern bei ihr um sie für ihn an. Die Prinzessin glaubte Erklärungen geben zu müssen und öffnete eben den Mund, als sich auch die Decke des Saales öffnete, die Niedersee auf einem Fieberwagen herniederstieg und sofort die ganze wunderbare Geschichte erzählte.

Glücklich, nun doch keine Nothalliance geschlossen zu haben, verboppelten die hohen Eltern ihre Freundschaftsbrücke, und der Prinz, erfreut über das Moralitätszeugniß, das die Fee seiner Braut anstellte, liebte sie wo möglich noch heftiger. Und wie mußte er sie erst lieben, als sie

noch einen neuen Beweis von Tugend auf alle alten häufte und erklärte, daß sie es nicht für schädlich halte, sich ohne Einwilligung ihres Vaters zu verheirathen. So schickte man denn gleich eine Gefandtschaft an ihn ab, um ihn zur Hochzeit einzuladen, ohne weiter viel von der Braut und ihrem Geschlecht zu sagen. Die Fee hatte es so angeordnet von wegen der Folgen. Bald kamen die eingeladenen Könige von allen Seiten her: die Einen in der Sänfte, die Andern im Kabriclet, die Dritten, Vierten und Fünften auf Elephanten, Löwen, Tigern reitend, manche sogar auf Wölfen, auf einfachen wie auf Doppelwölfen; aber am prächtigsten kam der Vater der Prinzessin daher, welcher glücklicherweise seine häßhafte Schreule längst vergessen und eine schöne Königin-Witwe geheirathet hatte.

Das war ein Wiedersehen! Die Prinzessin warf sich ihm zu Füßen; er vergiess ihr und dann vergiess sie ihm, dann umarmten sie sich — und Alles endete in Glück und Freude.

Die Hefelhaut aber wurde in das Wappen des Könighauses aufgenommen, zur ewigen Erinnerung, daß man auch in solcher Haut durch die Welt kommen und die Throne mehrerer Königreiche bestiegen könne.







## Die Fee.

Es war einmal eine Wittve, die hatte zwei Töchter. Die Aeltere glich an Gesicht und Charakter so sehr ihrer Mutter, daß man sogleich denselben Thon erkannte. Beide, Mutter und Tochter, waren gleich unaussprechlich und gleich hochmüthig und eingebildet. Die Jüngere hingegen glich ganz ihrem seligen Vater, der zu gut und zu brav gewesen, um es lange an der Seite seiner Gattin auszuhalten und der sich darum bei Zeiten vor ihr in die Erde gestülctet. Da böse Leute nur Ihresgleichen lieben, so liebte die Mutter auch nur ihre Aeltere, während sie die Jüngere nicht riechen konnte. Diese mußte in der Küche essen und für Beide arbeiten, als wäre sie ihre Magd.

Unter Anderem mußte das arme Mädchen täglich zweimal eine halbe Stunde weit laufen, um frisches Wasser zu holen, und immer mußte der große Krug voll sein bis zum Rande. Eines Tages, da sie wieder am Brunnen war, kam eine alte Frau daher, die sie um einen Trunk Wasser bat.

„Gern, gern, mein gutes Mütterchen,“ rief das Mädchen, spülte den Krug aus, schöpfte an der schönsten Stelle des Brunnens und hielt den Krug, während die Alte ihren Durst stillte.

Nachdem sie getrunken, sagte die Aste — welche, im Vertrauen gesagt, eine Fee war und sich nur so verkleidet hatte, um die Herzengüte des Mädchens zu prüfen — sie sagte also:

„Mein Kind, Du bist so schön, gut und lieb, daß ich Dir mit Vergnügen ein Geschenk machen will. Dieß Geschenk besteht darin, daß jedes Wort, das Du von nun an sprechen wirst, als eine Blume oder als ein Edelstein aus Deinem Munde hervorkommen soll.“

Als sie nun nach Hause kam, dankte sie die Mutter, daß sie so lange ausgeblieben.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Mutter,“ sagte das Mädchen, „daß ich so spät komme“ — und siehe da, wie sie das sagte, kamen aus ihrem Munde zwei Rosen, zwei Perlen und zwei große Diamanten hervor.

„Was seß ich!“ rief die Mutter erstaunt, „ich glaube gar, sie spricht Perlen und Diamanten! Wie kommt das, mein Kind?“ (Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie sie „mein Kind“ nannte.) — Das gute Kind erzählte ganz einfach und aufrichtig, was ihr begegnet, und während sie erzählte, quollen eitel Perlen und Diamanten aus ihrem Munde.

„Das ist ja wunderbar,“ rief die Mutter, da muß gleich auch meine Tochter hin. „Sieh mal, Euse, was da aus dem Munde Deiner Schwester hervorkommt! würde Dir eine solche Eigenschaft nicht besser passen? Du darfst nur an den Brunnen gehen und Wasser schöpfen, und wenn ein altes Weib kommt und Dich um einen Trunk bittet, höflich zu trinken geben.“

„Wahrhaftig,“ antwortete die Aeltere, „das würde sich schön für mich schicken, an den Brunnen zu gehen!“

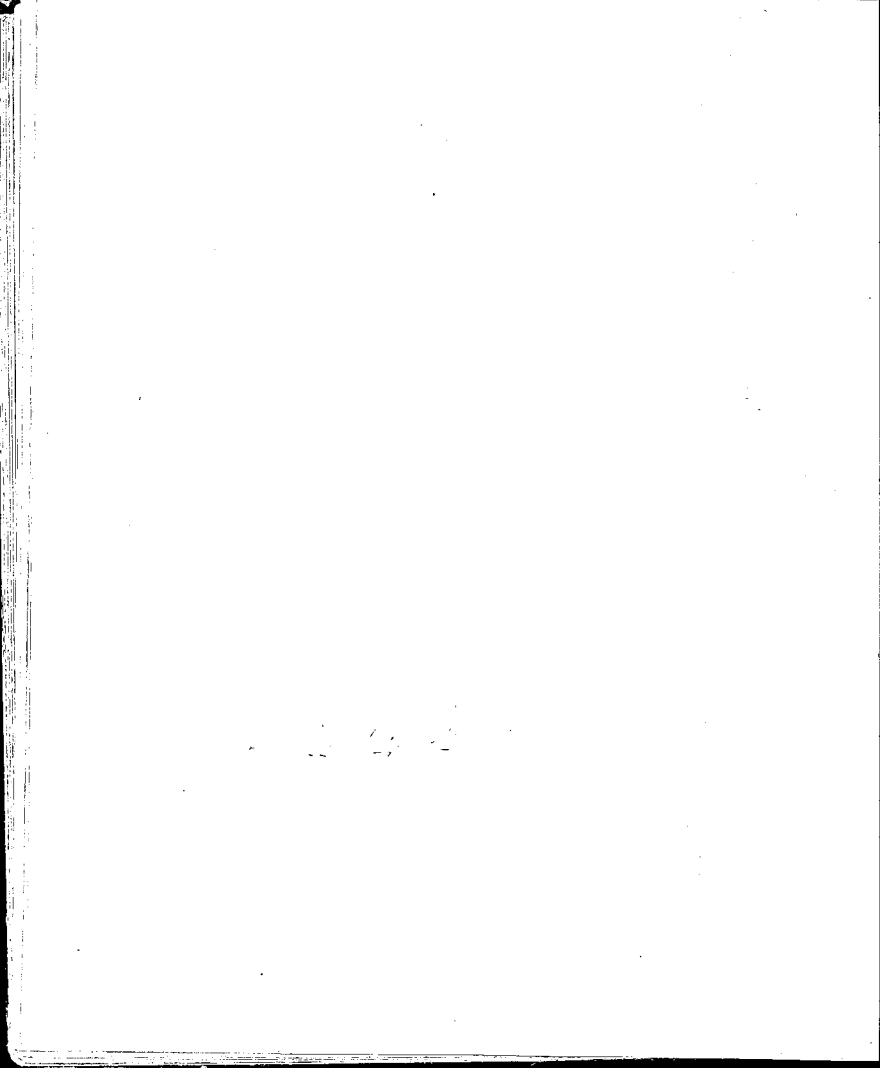
„Aber ich will es,“ schrie die Mutter, „und Du gehst sogleich.“

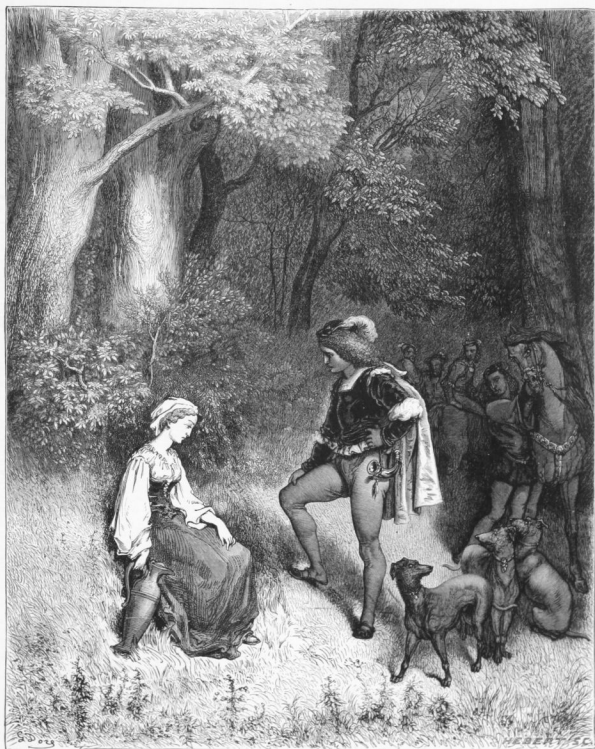
So ging sie denn, aber immer brummend, und die schönste silberne Kanne hatte sie mitgenommen. Am Brunnen stehend sah sie eine prächtvoll gekleidete Dame aus dem Walde herankommen, die sie um einen Trunk Wasser bat. Es war das, wie man leicht erräth, dieselbe Fee, die ihrer guten Schwester erschienen war und welche jetzt in Gestalt einer Prinzessin auftrat, um zu sehen wie weit die Umart der Kösen gehen werde. Diese antwortete, wie zu erwarten stand:

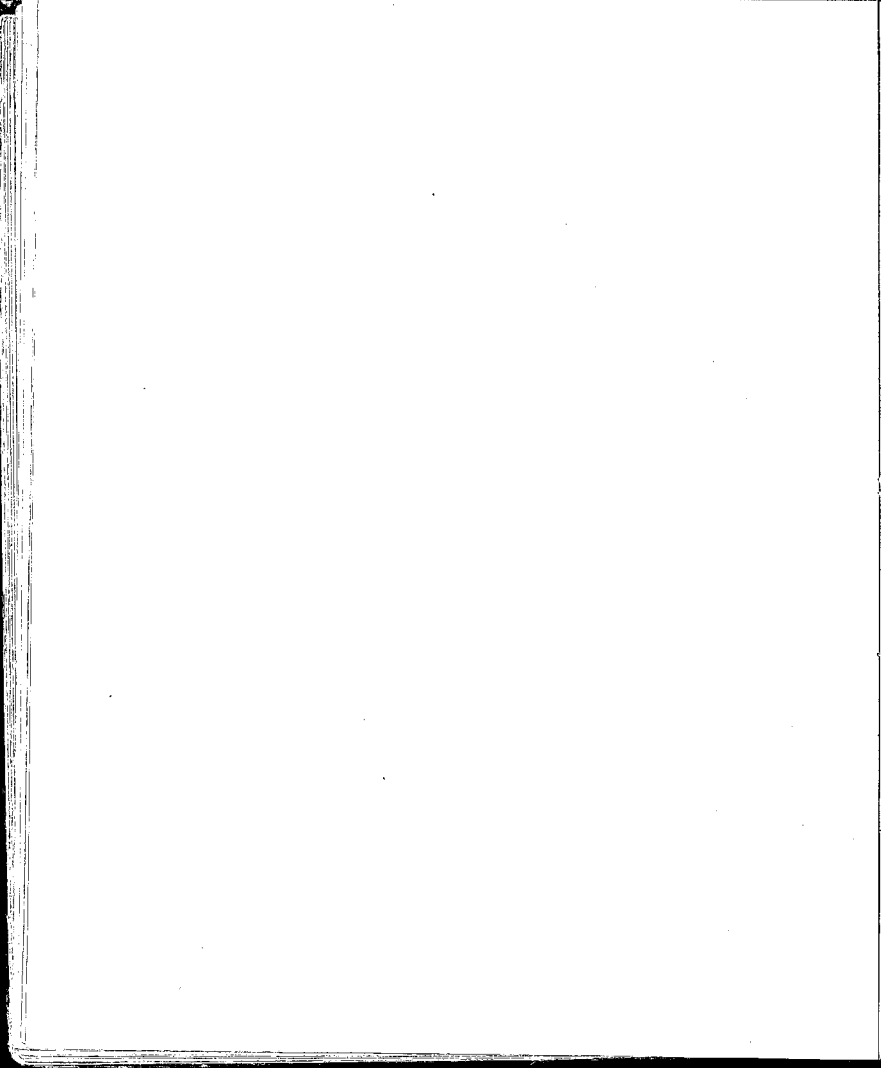
„Bin ich deßhalb hieher gekommen, um Sie zu bedienen? Freilich, man nimmt silberne Krüge ganz eypres für die fremde Madame mit! Wie? Meinethwegen trinken Sie, wenn Sie wollen. Es ist Wasser genug da.“

„Sie sind nicht höflich, mein Fräulein,“ sagte die Fee gelassen. — „Nun denn, weil Sie so wenig zuvorkommend sind, beschenke ich Sie mit der Gabe, daß jedes Wort, das Sie sprechen, aus Ihrem Munde als Schlange oder Kröte hervorkomme.“









Sobald ihre Mutter sie erblickte, rief sie ihr entgegen: „Nun, meine Tochter, wie ist's?“

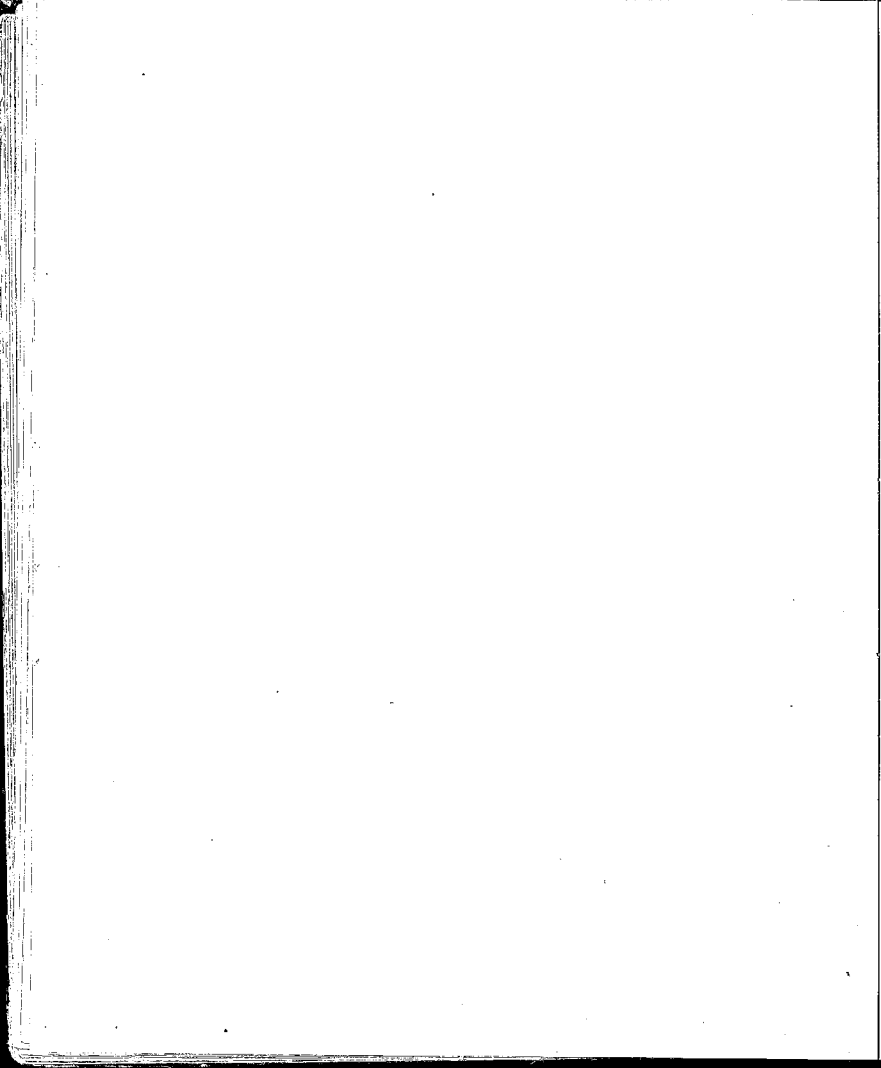
„Nun, meine Mutter, so ist's!“ antwortete die Tochter und warf zwei Schlangen und zwei Kröten aus.

„Himmel! was sehe ich?“ schrie die Mutter, „an all' dem ist Deine Schwester schuld, sie soll es büßen.“ — Sie ließ, um die Jüngere durchzuprügeln. Das arme Mädchen ergriff die Flucht und versteckte sich im Walde. Da kam der Königssohn von der Jagd zurück, sah sie, und weil sie so schön war, fragte er sie, warum sie so allein im Walde sei und warum sie so weine? —

„Ach, mein Prinz,“ antwortete sie, „meine Mutter hat mich vom Hause gejagt.“

Der Prinz, der aus ihrem Munde ein halbes Duzend Perlen und Diamanten kommen sah, bat sie um Erklärung dieser schönen Sonderbarkeit. Sie erzählte und erklärte ihm, worauf er sich sogleich in sie verliebte, und bedenkend, daß eine solche Gabe mehr werth sei als irgend eine Mitgift irgend einer Königstochter, nahm er sie mit heim in seinen Palast und heirathete sie. — Ihre Schwester, die durch die Gabe, Schlangen und Kröten zu sprechen, nicht gewonnen hatte, in deren Umgebung es auch immer unangenehmer wurde, überwarf sich zuletzt auch mit der Mutter, die sie aus dem Hause jagte. Nachdem sie lange umhät in der Welt umhergeirrt, und da Niemand eine Person, die Schlangen und Kröten sprach, bei sich aufnehmen wollte, ging sie im wilden Walde jämmerlich zu Grunde.









## Blaubart.

Es war einmal ein Ritter, der besaß viele Häuser in der Stadt und viele Schlösser auf dem Lande, und silbernes und goldenes Tafelgeschirr, und Möbel voll kostbarer Stickerien, und vergoldete Karossen, und Kasten voll Geld — aber er besaß auch einen blauen Bart, und das gab ihm ein so abstoßendes Aussehen, daß Weiber und Mädchen ihn weder leiden noch sehen mochten.

Eine seiner Nachbarinnen, eine vornehme aber arme Dame, hatte zwei sehr schöne Töchter; er warb bei ihr, es der Mutter überlassend, welche von Beiden sie ihm geben wolle. Sie wollten aber allebeide von dieser Parthie nichts wissen, und eine wollte ihn der andern aufreden, da sich keine entschließen konnte, einen Mann mit blauem Barte zu heirathen. Auch hatte es etwas Abstoßendes, daß Blaubart schon mehrere Male verheirathet gewesen und daß man nicht wußte, was aus seinen bisherigen Frauen geworden. Es war das jedenfalls ein verdächtiger Umstand.

Blaubart aber kannte die Weiber und die Mittel, ihnen die Köpfe zu verdrehen. Er lud die Mutter und die Töchter, sammt einigen ihrer Freundinnen und mehrer junge Männer auf eines seiner Schlösser, wo man sich durch acht Tage auf's Angenehmste unterhielt. Da ging es hoch

und Lustig her: nichts als Landparthien, Bälle, Mahlzeiten, Gesellschaftspiele, Reserreen, dazu wohlangebrachte Geschenke an die Mädchen, wie an die Mutter und an die Freundinnen, die auf die Schwwestern am meisten Einfluß hatten.

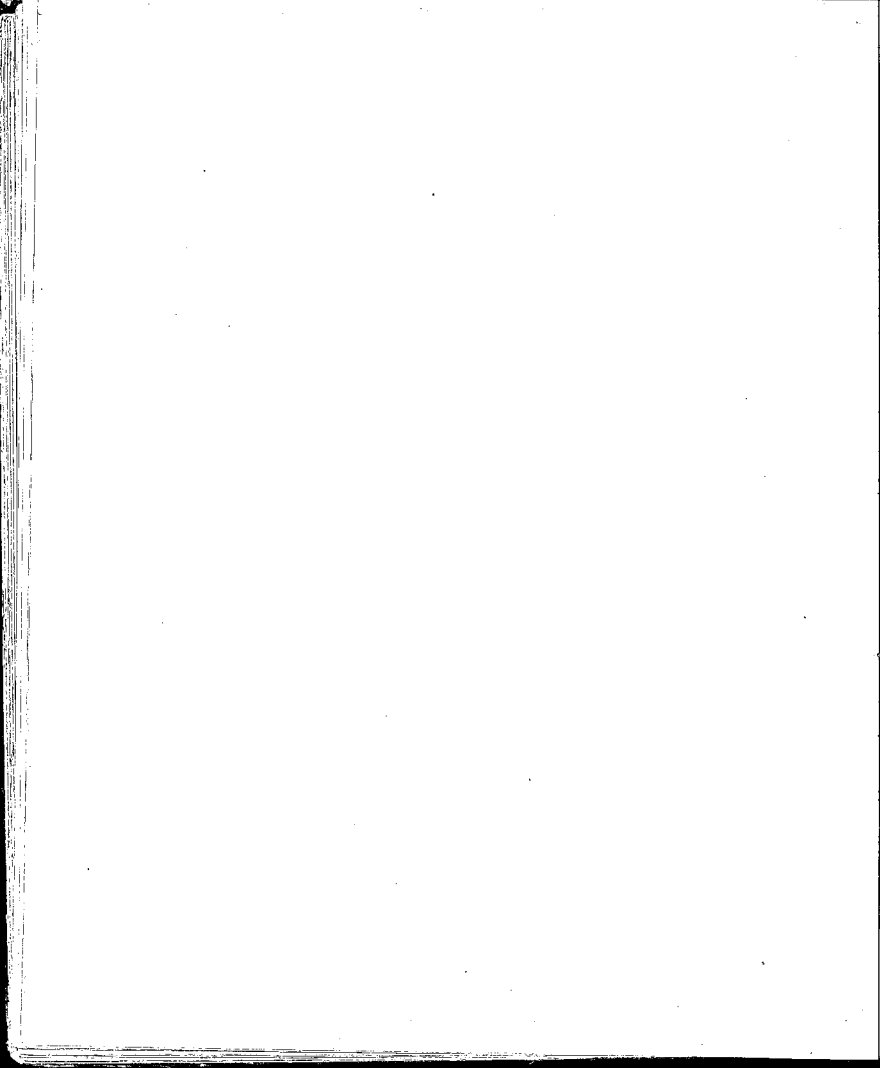
Kurz, nach acht Tagen fand die jüngere Schwester, daß der Bart ihres Wirthes nur bläulich, nicht blau, und daß er selbst im Ganzen und Großen ein recht galanter Ritter und höchst annehmbarer Ehemann sei. Wenige Wochen nach diesen Lustbarkeiten war Hochzeit. Aber mit den Hochzeiten ist nur in Lustspielen und erfundenen Geschichten alles gut und zu Ende; in der Wirklichkeit fangen die Verwicklungen und manchmal die Schrecknisse und Spannungen nach der Hochzeit erst recht an.

Nach Verlauf des Hönigmondes sagte Blaubart zu seiner Frau: „Ich muß in sehr wichtiger Angelegenheit eine längere Reise machen, die mich wohl sechs Wochen lang von Dir, mein Engel, und von meinem jungen Glück trennen wird. Betrübe Dich darum nicht allzusehr; im Gegentheil, laße Deine Freundinnen kommen und unterhalte Dich während meiner Abwesenheit so gut als möglich. Hier übergebe ich Dir die Schlüssel zu meinen Vorraths- und Schatzkammern, denn was mir gehört, gehört Dir, und schalte und walte Du damit nach Belieben. Dieser Schlüssel führt zum Saal der Gold- und Silbergeschirre, die man nicht täglich gebraucht; dieser zu meinen Kassen voll Gold und Silber; dieser zu den Kisten, in denen ich meine Diamanten aufbewahre, und dieser hier ist der Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnet. Was nun dieses kleine Schlüsselchen betrifft, so führt es in das kleine Gemach am Ende der großen Gallerie. Gehe Du überall hin, wohin es Dir beliebt, öffne alle Thüren, wie Du willst; aber ich verbiete Dir auf's Strengste, in jenes kleine Kabinet einzutreten. Sollte es Dir dennoch begegnen, daß Du es öffnest, so wisse, daß Du von meinem Borne das Schrecklichste zu erwarten hast.“

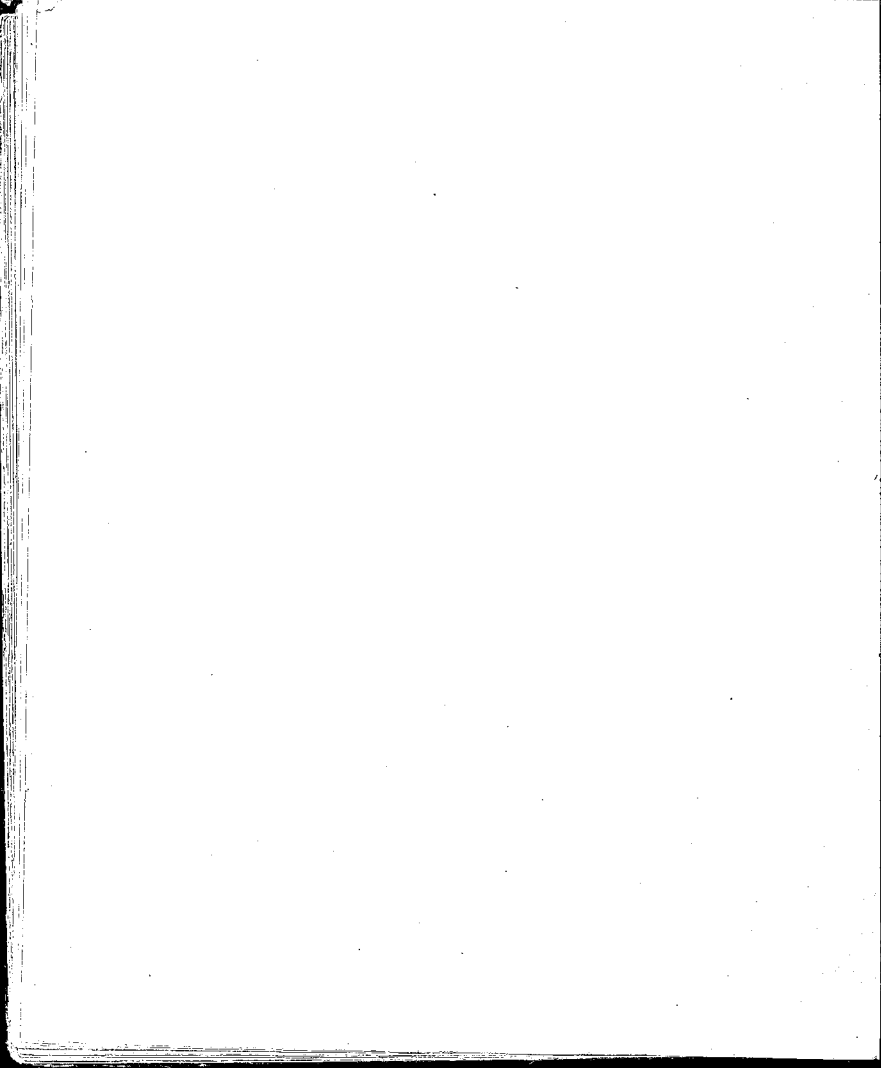
Sie versprach und bekehrte, seine Verordnungen auf's Gewissenhafteste zu beobachten; er umarmte sie zärtlich, stieg zu Noß und ritt davon.

Die Nachbarrinnen, Gevatterinnen und Freundinnen warteten nicht, bis man sie abholte. Kaum war Blaubart abgeritten, als sie schon herbeikamen, neugierig wie sie waren, alle Reichthümer und Herrlichkeiten der jungen Frau zu sehen, während sie bisher nicht gewagt hatten sie zu besuchen, aus Furcht vor dem blauen Barte. Da liefen sie nun, voll Neugierde, durch Zimmer und Zimmerchen, durch Säle und Säldchen und Schatzkammern, und konnten sich nicht genug verwundern und manche beneidete die glückliche Blaubärtin. Diese Tapissereien, diese Sophas, diese Schupstühle, diese ausgelegten Tische — es war Alles über alle Beschreibung reich und schön;

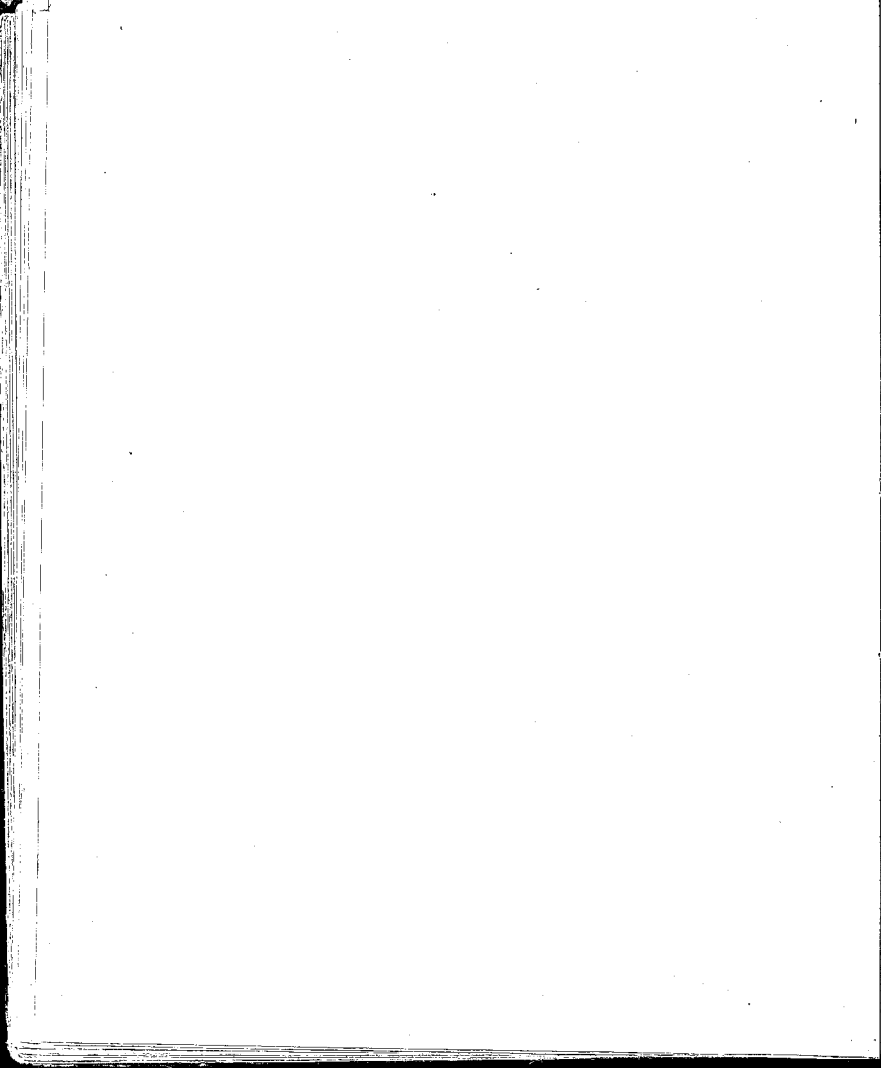






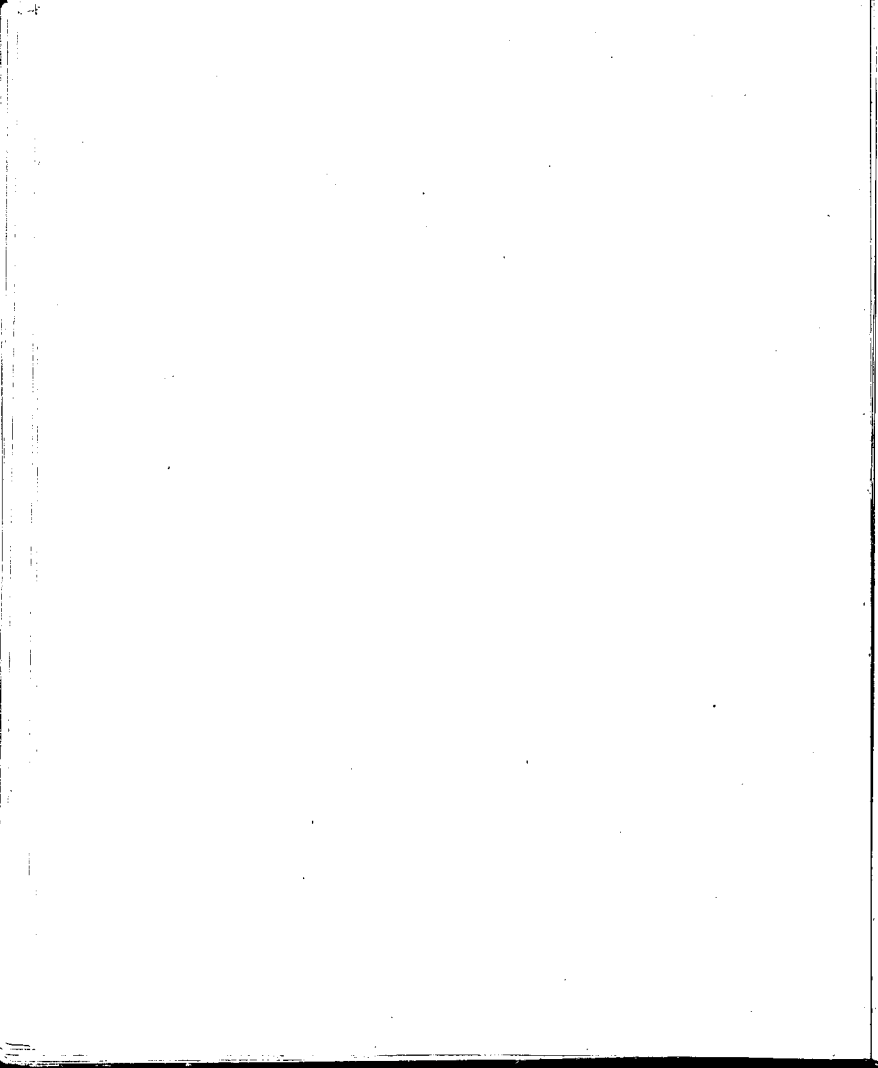












jedes Kabinetchen ein grünes Gewölbe; am schönsten aber waren die großen Spiegel mit den prächtigen Rahmen, in denen das häßlichste Frauenzimmer reizend ansah. Sie waren Alle wie berauscht von den schönen Sachen und Manche bebauerte, daß es nicht noch viele solche Blaubärte in der Welt gebe. Am wenigsten unterhielt sich bei all dem die Beneidete, die Frau des Hanses selbst; sie war zerstreut; sie konnte es nicht erwarten, hinaufzusteigen in die Gallerie und das kleine Kabinet zu öffnen. Die Neugierde verzehrte sie und am Ende hielt sie es nicht länger aus, verließ unartigerweise ihre Gesellschaft und schlüpfte über eine verborgene Wendeltreppe so schnell hinab, daß sie zwei- oder dreimal in Gefahr war, den Hals zu brechen. Erst vor der Thüre des kleinen Kabinettes kam sie einigermaßen zur Besinnung und überlegte, ob es auch recht sei, die Verbote des Vaters so sehr außer Acht zu lassen, und ob ihr aus ihrem Ungehorsam nicht etwelches Unglück erwachsen könne? Sie erinnerte sich des Gesichtes, das Blaubart gemacht hatte, als er ihr einkürzte, das Kabinet nicht zu öffnen, und sie schauderte. Aber die Versuchung war zu groß; sie konnte nicht widerstehen — und schon hielt sie das kleine Schlüsselchen in der Hand, und schon hatte sie, obwohl zitternd, die Thüre geöffnet.

Zuerst sah sie nichts, gar nichts, weil die Fenster geschlossen waren; nach einigen Minuten sah sie, daß der Boden mit geronnenem Blut bedekt war, und daß sich darin mehre an die Wand gehängte todte Frauen spiegelten. Es waren das die Frauen, die Blaubart früher geheiratet und die er alle, eine nach der andern, abgeschlachtet hatte. Sie war halb todt vor Schrecken und das Schlüsselchen, das sie aus dem Schlosse gezogen, rissel ihren Händen.

Nachdem sie sich wieder gefaßt, hob sie das Schlüsselchen auf, schloß die Thüre und lief in ihr Zimmer, um sich zu sammeln und von ihrem Schrecken zu erholen. Aber das wollte ihr nicht gelingen, so sehr erschrocken und aufgeregte war sie.

Da sie bemerkte, daß das Schlüsselchen mit Blut bedeckt war, wuschte sie es zwei- und dreimal ab, aber das Blut wollte nicht weichen; sie mochte es noch so sehr waschen und mit Sand und Winkstein reiben, der Blutsack blieb nach wie vor, denn der Schlüssel war ein Zauber Schlüssel, da half nichts, und wenn der Blutsack an einer Stelle verschwand, kam er an einer andern wieder zum Vorschein.

Blaubart kehrte noch am selben Abend von der Reise zurück und erzählte, daß er durch Briefe, die er unterwegs erhalten, in Erfahrung gebracht, daß die Reise überflüssig und daß seine Angelegenheiten aufs Beste geordnet seien. Seine Frau that alles Mögliche, um ihn glauben zu machen, daß sie über seine frühe Rückkehr hocherfreut sei.

Am nächsten Morgen verlangte er die Schlüssel zurück; sie übergab sie ihm, aber mit so arg bedenkenden Händen, daß er leicht erriet, was geschehen war. — „Wie kommt es,“ fragte er, „daß der kleine Schlüssel zum Kabinet hier fehlt?“

„Ich werde ihn wohl oben auf dem Tische haben liegen lassen.“

„Vergiß nicht, mir ihn alsbald zu bringen,“ sagte Blaubart.

Sie schob es mehrere Male auf, aber am Ende mußte sie den Schlüssel denn doch herbei bringen.

Blaubart betrachtete ihn und sagte dann:

„Wie kommt Blut an diesen Schlüssel?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das arme Weib, blaß wie der Tod.

„Du weißt es nicht,“ schrie Blaubart, „ich aber weiß es, ich! Du wollest in das Kabinet! Nun wohl, Madame, Sie (das Ungeheuer sing an „Sie“ zu sagen), nun wohl, Madame, Sie sollen Ihren Willen haben, Sie werden hincinkommen in dieses Kabinet und Sie werden Ihren Platz einnehmen neben den Damen, die Sie doct zu sehen das Vergnügen hatten.“

Sie warf sich ihm zu Füßen, weinte und bat um Verzeihung und Gnade mit allen erdenklichen Zeichen der Reue, ungehorsam gewesen zu sein. Sie weinte, wie man sich denken kann, vergebens, denn Blaubart hatte ein Herz von Stein.

„Sie müssen sterben, Madame,“ sagte er gefaßt, „und zwar gleich.“

„Wenn ich schon sterben muß,“ sagte sie mit vor Thränen zitternder Stimme, „so lassen Sie mir nur so viel Zeit, um mein Gebet verrichten zu können.“

„Ich gewähre Ihnen eine halbe Viertelstunde, und keine Minute mehr.“

Als er sie allein ließ, rief sie ihre Schwester und sagte zu dieser: „Schwester Anna, ich bitte Dich, steige auf den Thurm, so hoch Du kannst, und sieh ob nicht meine Brüder kommen; sie haben sich auf heute zu Besuche angekündigt, und wenn Du sie kommen siehst, mache ihnen Zeichen, daß sie sich beilegen.“

Schwester Anna stieg auf den Thurm so hoch sie konnte und die arme Betrübte rief von Zeit zu Zeit zu ihr hinauf: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“ und Schwester Anna antwortete:

„Ich sehe nur die Sonne, die schimmert, und das grüne Gras, das glüht.“

Unterdessen stand Blaubart, mit einem großen Messer in der Hand, unten, und rief aus Leibestressen seiner Frau: „Komme rasch herunter, oder ich steige hinauf!“

„Noch einen Augenblick!“ antwortete seine Frau, und dann rief sie leise: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“ und Schwester Anna antwortete:

„Ich sehe nur die Sonne, die schimmert, und das grüne Gras, das glitzert.“

„So komm' doch!“ schrie Blaubart, „oder ich steige hinauf!“

„Ich komme!“ antwortete seine Frau, dann rief sie: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“

„Ich sehe,“ erwiderte Schwester Anna, „einen großen Staub, der sich von jener Seite erhebt.“

„Sind es meine Brüder?“

„Ach nein, meine Schwester, es ist eine Schaffherde.“

„Willst Du nicht endlich kommen?“ schrie Blaubart.

„Noch eine Minute,“ antwortete seine Frau, dann rief sie: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“

„Ich sehe,“ antwortete Schwester Anna, „ich sehe zwei Reiter von jener Seite kommen, aber sie sind noch sehr weit.“ Und einen Augenblick später rief sie: „Gott sei gelobt, es sind die Brüder; ich mache ihnen, so viel ich kann, Zeichen, daß sie sich beeilen.“

Blaubart schrie und rief jetzt so stark, daß das Haus zitterte. Das arme Weib stieg hinauf, warf sich ihm zu Füßen, weinte und jammerte ganz fürchterlich und rang die Hände.

„Das führt zu nichts,“ sagte Blaubart, „Du mußt sterben!“

Dann griff er mit einer Hand in ihr Haar, mit der andern schwang er das große Messer, um ihr den Kopf abzuschneiden. Die arme Frau wandte sich zu ihm, sah ihn mit brechenden Augen an und bat noch um einen Augenblick, um sich zu sammeln.

„Mein! Mein! empfiehl Deine Seele Gott auf's Beste!“ rief er und hob den Arm . . .

In diesem Augenblick schlug man so gewaltig an die Thür, daß Blaubart stutzte; man öffnete sogleich; zwei Ritter mit gezückten Schwertern traten ein und stürzten sich geradenwegs auf Blaubart.

Er erkannte die Brüder seiner Frau, den Dragoner und den Kürassier, und wollte auf und davon gehen; aber die Brüder verfolgten ihn auf dem Fuß, erwischten ihn bevor er aus dem Hause war, stießen ihm die Degen mitten durch den Leib und streckten ihn todt hin. Die arme Frau, die fast eben so todt war wie ihr Gatte, hatte kaum Kraft genug, um sich zu erheben und ihre Brüder zu begrüßen.

Waubart hatte keine Anverwandten und so fiel die ganze Erbschaft seiner Frau zu. Einen Theil ihres ungeheuren Vermögens gab sie ihrer Schwester Anna und verheirathete sie mit einem trefflichen jungen Mann, der sie seit lange liebte; einen andern Theil überließ sie ihren Brüdern, die, als Offiziere, diesen Zuschuß sehr wohl brauchen konnten, und den Rest brachte sie einem soliden Manne zu, an dessen Seite sie die schweren Stunden ihrer kurzen Ehe mit Waubart im Glücke vergaß.



